

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Friese, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hadländer, Lucian Herbert, Edmund Hofer, Karl von Holtei, Moriz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Reiskner, Louise Mühlbach, Adolf Mügelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Pruz, Josef Rant, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Hundszwanzigster Jahrgang — 1866.

Neunter Band.

S a a t u n d E r n t e .

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Saat und Ernte.

Roman

von

U r m a n d,

Berfaffer von „Bis in die Wildniß“, „An der Indianergrenze“, „Ralph Norwood“
„Der Sprung vom Niagarafall“, ꝛ. ꝛ.

Erfter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung vor.

Erstes Kapitel.

Es war eine stille, sternüberfunkelte, aber sehr finstere Nacht, als drei Reiter durch einen der riesigen Urwälder Kentuckys auf einer rohen, ausgefahrenen Straße hintrabten, um, wie es schien, baldigst ihr Ziel zu erreichen. Einer derselben, ein herkulisch gebauter Neger, ritt in kurzer Entfernung voran und trug eine Fackel von Rienspänen, die er in der großen Faust emporhielt, um für die beiden Nachfolgenden den Weg zu erhellen. Der eine von diesen war ein hoher, stattlicher Mann von vornehmerm Außern und dem Anschein nach in einem Alter von einigen vierzig Jahren. Er trug einen feinen Strohhut mit sehr breitem Rande, Rock und Beinkleider von grau und weiß gestreiftem Leinen, und gelbe wildlederne Schuhe ohne Sporen, woraus man schließen konnte, daß der Ritt kein sehr weiter sein würde.

Der dritte der Reiter war ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, ein Bild jugendlicher Schönheit. Seine feinen, edel geschnittenen Gesichtszüge mit griechischem

Profil waren von einer reichen Fülle dunkelblonder Locken umrahmt und von blauen, geistvollen Augen belebt. Auch er trug leichte Schuhe, Beinkleider von weißem Leinen, eine kurze, zierlich geschnittene Jacke vom gleichen Stoff und einen Strohhut.

„Reite hier rechts ab durch das Holz, Jack; vor uns in der Straße ist ein grundloser Sumpfsplatz“, rief der ältere Herr dem Neger zu, indem er seinen prächtigen Kappen zum Schritt anhielt und noch halblaut vor sich hin sagte: „Man wird es gleich gewahr, wenn man in die Nähe eines dieser Demokraten kommt; für das wahre öffentliche Wohl rührt keiner die Hand.“

Der Schwarze bog von dem Fahrweg ab und folgte der Spur eines schweren Wagens, in welcher das hohe Buschwerk unter Ochsentritten und Rädern niedergebroschen war und welche nach einigen Schritten im Bogen wieder in die Straße einlenkte.

Abermals fielen die Pferde in raschen Trab, der Wald wurde lichter, und die Reiter erreichten ein Feld, an dessen Einzäunung hin sie einem Seitenwege folgten. Aus der Ferne schimmerte ihnen jetzt ein Licht entgegen; sie näherten sich demselben schnell, und bald darauf hielten sie unter dem dichten Laubdach uralter Bäume vor einem Blockhause ihre Pferde an, aus dessen offener Thür das grelle Licht eines Kaminfeuers hervorströmte.

In demselben Augenblick trat eine Mannsgestalt in den hellerleuchteten Eingang und fragte, die Hand über die Augen haltend:

„Wer ist da?“

Die Reiter waren abgestiegen, und während der Neger die Pferde mit den Zügeln an die Bäume befestigte, trat der ältere Herr, ohne auf die Frage des Mannes in dem Blockhause Antwort zu geben, bis in den Lichtschein vor denselben und sagte dann mit nicht freundlichem Tone:

„Ich bin es, Herr Mandolph!“

„Sie, Herr Williams, und noch so spät?“ erwiderte der Angeredete und ging dann mit den Worten: „Seien Sie willkommen und treten Sie ein“, aus der Thür dem Angekommenen entgegen.

„Das Geschäft, welches mich zu Ihnen führt, Herr Mandolph, werden wir wohl außerhalb des Hauses abzumachen haben“, versetzte Williams und winkte seinem Begleiter, welcher sein Sohn Harry war, näher heranzutreten.

„Sie haben einen Mulatten Jeremias, der sich heute Nachmittag erfrecht hat, auf meinem eigenen Grund und Boden diesen meinen Sohn Harry zu schimpfen und ihm, schließlich damit zu drohen, Hand an ihn legen zu wollen. Sie wissen, daß die gesetzliche Strafe dafür hart

an sein Leben treten würde. Ich will Ihnen nun das Kapital nicht in Gefahr bringen, welches Sie in dem Sklaven besitzen, da ich weiß, daß Sie es nicht gut entbehren können, ich verlange aber die sofortige Züchtigung des Mulatten und ersuche Sie, ihn zu diesem Zweck herbei zu rufen."

Randolph war sichtbarlich durch die Worte seines vornehmen Nachbarn, des Herrn Williams, sehr unangenehm berührt, und für einige Augenblicke fehlte ihm die Antwort darauf, dann aber sagte er mit erzwungener Ruhe:

„Die Sache ist mir ebenso unbekannt als leid, Herr Williams, und Sie dürfen sich darauf verlassen, daß ich sie streng untersuchen und dem Manne die verdiente Strafe geben werde.“

„Es scheint, Herr, daß Sie die Aussage meines Sohnes der des Mulatten unterordnen und nach dem Wort Ihres Sklaven einen Rechtspruch fällen wollen; Sie vergessen aber, daß Sie kein Richter sind, und wissen vielleicht noch nicht, daß die Aussage eines Farbigen einem Weißen gegenüber vollständig nichts ist. Ich ersuche Sie um kurze einfache Erklärung, ob Sie den Mulatten augenblicklich stellen wollen, damit ihm mein Neger Jack fünfzig Peitschenhiebe gibt, oder ob ich die Sache morgen früh dem Gericht überweisen soll; geniren

Sie sich nicht und thun Sie, was Sie für Ihr Interesse am besten halten.“

Bei diesen Worten hatte Williams die linke Hand in seinen Busen geschoben, schlug mit seiner Rechten die Reitpeitsche spielend gegen sein Beinkleid und blickte stolz auf den Farmer Mandolph.

„Aber, Herr Williams“, sagte dieser heftiger bewegt, „ohne alles Verhör einen Menschen auszupeitschen — Ferris ist mir immer ein treuer, zuverlässiger Diener gewesen!“

„Warum sind Sie nicht in Ihrem Staate Newyork geblieben?“ fiel Williams stolz und geringschätzend ein. „Dort konnten Sie nach Belieben Ihre Neger mit sich auf gleiche Stufe stellen und deren Rechte Ihren Nachbarn gegenüber in Schutz nehmen. So sind aber diese nordischen Krämerseelen; sie drängen sich zwischen uns, um unter dem Schutze unserer Rechte Geld zu verdienen, und wollen doch zugleich uns diese Rechte schmälern und uns womöglich Gesetze vorschreiben. Merken Sie es sich, Herr, daß für den Adel des Südländers der Farbige niemals etwas Anderes sein kann als der Sklave, mögen Sie ihn im Norden zu Ihrem Freund, zu Ihrem Herrn machen. Ich bin aber nicht hierher gekommen, um Ihnen Vorlesungen über südliche Institutionen zu halten, ich frage Sie nur, wollen Sie den Mulatten jetzt stellen oder nicht?“

Die ziemlich laute Unterhaltung der beiden Männer hatte nicht allein in dem Blockhause, sondern auch in den dahinterstehenden beiden Negerhütten Bewegung und Bestürzung hervorgebracht, denn man lief hin und her, von einer Thür zur andern, bei den letzten Worten Williams' aber trat plötzlich eine dunkle Gestalt neben dem Haus hervor und ging ruhigen Schrittes dem erzürnten fremden Herrn entgegen. Es war der ange-schuldigte Mulatte Jerry selbst.

„Hier bin ich, Herr Williams; thun Sie mit mir, was Sie wollen“, sagte er mit verbissenem Ingrim. „Ihr Herr Sohn hat mich gereizt, hat mich einen Affen, einen Pavian genannt, weil ich in der Ferne an ihm vorüberging, ohne ihn zu begrüßen, und er drohte mir dann, mir den Hut von dem Kopfe zu schlagen. Halten Sie mich für schuldig, weil ich es fühlte, daß unser gemeinschaftlicher Gott mich nicht zu einem Thiere, sondern ebenso gut zu einem Menschen gemacht hat wie den Weißen, so strafen Sie mich.“

Hiermit zog der Mulatte sein rothes wollenes Hemd über den Kopf, schlug seine kräftigen Arme vor der Brust zusammen und kehrte Williams den nackten, schön geformten Rücken zu.

„Sack“, sagte dieser mit verächtlichem Tone zu seinem Neger, „gib ihm fünfzig Siebe.“

Der Neger trat vor, um den Befehl seines Herrn zu vollziehen, doch Mandolph stellte sich ihm mit den Worten entgegen:

„Laß mich die Peitsche sehen, ob kein Draht hineingeflochten ist.“

„Eine solche Nichtswürdigkeit kann nur ein Yankee einem Südländer zutrauen, Herr Mandolph. Das sind Erfindungen aus dem Staate Newyork, wo man den Schwarzen Menschenrechte predigt und sie zugleich schindet“, versetzte Williams, als Mandolph die Peitsche ergriff und sie untersuchte.

„Sind Sie nun durch den Augenschein zufrieden gestellt?“ fuhr er dann noch heftiger fort. „So halten Sie mich nicht länger unnöthig hier in Ihrer Nähe, oder ich werde das Gericht statt meiner handeln lassen.“

Mandolph zitterte vor Wuth, dennoch drängte er bei dem Gedanken an die Gefahr, in welcher der Mulatte schwebte, die bösen Worte, die ihm auf die Lippen traten, gewaltsam zurück, nahm dem Neger die Fackel aus der Hand und gab ihm das Zeichen, mit dem Auspeitschen seines Sklaven zu beginnen.

Neben dem Blockhause hatten sich einige Negerinnen mit mehreren schwarzen Kindern an einander gedrängt und hielten, die wolligen Köpfe zusammensteckend, ihre im Licht der Fackel blinkenden Augen auf den vor-

nehmen Mann gerichtet, der ihresgleichen, ihren Gatten, ihren Freund, ihren Vater peitschen lassen wollte.

Auch in der Thür des Blockhauses, theilweise vom Kaminfeuer in demselben, theils auch von dem Fackellicht beschienen, hatten sich mehrere Frauengestalten aufgestellt, die bangend der Schreckensscene harrten und bald ihre entrüsteten Blicke nach Williams schossen, bald wieder sich Thränen von den Augen wischten.

„Go ou, Jack!“ („Vorwärts, Jack!“) rief Williams dem Neger zu. Dieser ließ die Peitsche über sich durch die Luft schwirren, und pfeifend fiel der Schlag auf die breiten Schultern des Mulatten. Derselbe zuckte unter dem brennenden Schmerz zusammen, veränderte aber seine Stellung nicht um einen Zoll breit, obgleich er schon wieder die Peitsche hinter sich kreisen hörte. Hieb auf Hieb in regelmäßigen Zwischenräumen, wie die Takte einer Melodie, fielen die Schläge auf des Sklaven Rücken, einer unter dem andern, wie die Linien eines Manuscripts. Dabei zählte der Neger jeden Hieb laut und strich dann die Spitze der Peitsche unter seinem Arme durch, um das Blut davon abzuwischen, welches sie aus der geschlagenen Wunde geleckt.

Mandolph hielt die Fackel immer höher empor, und immer schneller und heftiger zitterte sie in seiner Hand, je mehr sich der Rücken seines Sklaven roth

färbte, und doch zählte Jack, der kolossale Neger, erst: „Fünfundzwanzig!“

„Herr Williams“, rief Mandolph plötzlich aus, „haben Sie denn kein menschliches Gefühl in der Brust? Ist es möglich, daß Sie einen Menschen kalten Blutes so zerreißen lassen können?“

„Jack, schlage keinen Hieb auf dieselbe Stelle, Du hast Raum genug für fünfzig“, sagte Williams, ohne auf den Ausruf Mandolph's zu achten, und: „Achtundzwanzig — dreißig!“ zählte der Neger.

Der Mulatte hatte seine Stellung noch nicht verändert, seine Gesichtszüge aber waren andere geworden, verzerrte, verzogene, schmerzschreiende, und seine Augen hatten sich nach Williams hingewandt, als wollten sie ihn auf ihrem Spiegel lesen lassen, was in seiner Seele vorging.

„Bierzig!“ rief Jack jetzt und zog die blutige Peitsche unter dem Arme durch, um sie wieder zu neuem Hieb durch die Luft schwirren zu lassen.

„Halt!“ sagte Williams mit kalter lauter Stimme. „Es mag genug sein. Ich hoffe, der Bursche wird es in Zukunft nicht wieder vergessen, was er dem Weißen, den die Natur zu seinem Herrn machte, schuldig ist.“

Zugleich gab er dem Neger einen Wink, die Fackel zu nehmen und nach den Pferden voranzugehen.

„Sind Sie nun vollständig zufrieden gestellt und hat der Mann seine verdiente Strafe empfangen, Herr Williams?“ fragte Mandolph jetzt mit fester Stimme.

„Vollständig“, antwortete ersterer und wandte sich mit einem kurzen „Gute Nacht!“ von dem Farmer ab, doch dieser folgte ihm rasch nach und sagte, seinem Borne Luft machend:

„So nehmen Sie noch einen Rath mit auf die Reise. Lassen Sie sich nicht wieder bei meinem Hause sehen, oder ich möchte Ihnen für Ihre Unverschämtheit, für Ihren ungezogenen Hochmuth zeigen, daß der Nordländer mit Ihnen auf gleicher Stufe steht und gleiche Rechte mit Ihnen hat.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Mandolph; Ihre Rechnung möchte falsch sein. Noch sind Sie und Ihresgleichen fremd hier, und Ihre Freiheitsideen zu Gunsten der Neger sind schon bekannter geworden, als es gut für Sie sein dürfte. Sie sollten mir danken, daß ich Ihren Sklaven nicht dem Gerichte überlieferte; Ihre Drohungen kümmern mich sehr wenig“, entgegnete Williams verächtlich, bestieg sein Pferd und ritt mit seinen Begleitern davon, während Mandolph ihm noch einige unfreundliche Grüße nachsandte.

Im Innern des Staates Kentucky liegt ein anmuthiges schönes Städtchen, Danville, in dessen Umgebung viele der ältesten Geschlechter Amerikas seit einer langen Reihe von Jahren ihre Familiensitze hatten. Kentucky sowie sein Nachbarland Virginien, die beiden Musterstaaten der Union, waren der Hauptsitz des amerikanischen Geburtsadels, der seine Abkunft von den ersten Einwanderern in dieses Land und auch häufig von den Häuptlingen der durch dieselben vertilgten Indianerstämme herleitet, der aber nie seinen Stammbaum über den Ocean nach der alten Welt zurückführt, mögen dort seine Vorfahren auch Purpur und Kronen getragen haben.

Die Natur scheint in dieser neuen Welt Alles neu schaffen zu wollen und den Menschen nicht allein körperlich durch Kreuzung der vielen hier zusammentreffenden Völkerstämme und durch verändertes Klima zu einer neuen, eigenen Rasse heranzubilden, auch seinem Geist streift sie das Verbrauchte, das Abgelebte der alten Welt ab und läßt ihn selbstständig als neuen Keim in frischer Lebensfülle emporchießen, damit er sich kräftig und unabhängig in anderer Form entwickle, um nach Jahrhunderten unter dem Zahn der Zeit wieder altersschwach ebenso zusammenzusinken, wie der Stamm, aus dem er hervortrieb.

Eine der ältesten Familien Amerikas waren die Williams, die mit Stolz ihre Abkunft von dem einst so mächtigen Indianervolke, den Pocahontas ableiteten, welche in Virginien wohnten und den ersten englischen Einwanderern unter Kapitän Smith so kräftigen Widerstand entgegensetzten. Ein Williams war dem berühmten und hochgefeierten Frontiermann Daniel Boone, dem Schrecken der Indianer, der der Civilisation zuerst den Weg nach Kentucky zeigte, bald in dieses, damals noch wilde, aber schöne Land nachgefolgt und hatte sich in dem Thale, wo später Danville erstand, eine Heimat gegründet. Von der großen Strecke Landes, die er als äußerster Frontiermann in Besitz genommen hatte, verkaufte er nach und nach kleinere Stücke an die ihm nachziehenden Ansiedler, und als infolge der wachsenden Bevölkerung das Städtchen Danville erbaut ward, gab er für hohen Preis Grund und Boden dazu her und wurde dadurch zum sehr reichen Manne.

Die Besizung dieses Williams war bereits in die dritte Nachkommenschaft übergegangen, doch die Wohnung stand noch immer auf demselben Platze, wenn auch an die Stelle des Blockhauses ein prächtiges steinernes Gebäude getreten, statt des Urwaldes ein wohlgepflegter Park und statt der natürlichen Quelle, wie sie dem ersten Williams unter einer Platane hervor entspro-

delte, ein großes Marmorbecken zu ihrer Aufnahme erstanden war. Reiche Mais- und Tabakfelder, sowie unabsehbare herrliche Wiesen breiteten sich nach allen Seiten um die Herrschaftsgebäude aus, und in einiger Entfernung von diesen standen in dem Schatten alter Eichen und Buchen einige zwanzig Blockhäuser, in denen die Sklaven ihre Wohnstätten hatten.

Der jetzige Eigenthümer der Besitzung war Herr William Williams, derselbe, der so eben dem Farmer Mandolph den unangenehmen nächtlichen Besuch abgestattet hatte. Er war ein vornehmer Mann, der wegen seines Stolzes unter seinen Nachbarn zwar nur wenig Sympathie genoß, in der ganzen County aber hoch in Ansehen stand und seinen mächtigen Einfluß bei politischen Angelegenheiten des Staates immer sehr zur Geltung zu bringen wußte. Seine Hauptthätigkeit verwandte er auf den Anbau von Tabak, wobei er seine vielen Sklaven beschäftigt hielt und von welchem Artikel er jährlich eine Ernte erzielte, die ihm durchschnittlich gegen zehntausend Dollars einbrachte. Er stand in dem Rufe eines sehr strengen Herrn gegen seine Sklaven, die er zwar gut nährte und kleidete, die er aber über ihre Kräfte arbeiten ließ und denen er gleichfalls Sklaven zu Aufsehern gab, welche sie hart und grausam behandelten.

„Dieses gemeine Gesindel!“ sagte er verächtlich, als er von Randolph's Wohnung wegtrabte und die nachgerufenen Worte des Farmers noch sein Ohr trafen. „Kaum hat sich dieser Pöbel ein paar Neger und ein Stück Land zusammengeswindelt, so will er den Herrn spielen und sich uns gleichstellen; und fragt man die Lumpe, woher sie kommen, so wissen sie kaum zu sagen, wer ihr Großvater gewesen.“

Bei diesen Worten drückte er den Hut fester auf den Kopf und trieb sein Pferd zu größerer Eile an.

Die wenigen Meilen bis zu dem Wohnsitz Williams' waren bald zurückgelegt. Kaum wurde das Fackellicht, welches ihm voranleuchtete, dort sichtbar, so sammelten sich viele farbige Diener vor dem Hause, um den gnädigen Herrn zu empfangen, und zugleich trat Madame Williams mit ihrem ältesten Sohne Ashmore und ihrer Tochter Olivia aus der Salonthür des ersten Stocks auf die Plattform der hohen Treppe, um ihren Gatten zu bewillkommen, während ihr jüngster Knabe Charles demselben auf dem saubern Sandwege, der durch den Park nach dessen Einfahrtsthür führte, entgegen sprang.

Wenige Minuten später kam Williams, mit dem kleinen Charles vor sich auf dem Sattel, im Schritt herangeritten, während sein Sohn Harry ihm vorange-

sprengt war und bereits bei seiner Mutter auf der Treppe stand.

„Halloh, Bruder Charles, kannst Du schon reiten?“ rief Harry diesem zu, als sein Vater abstieg und den Kleinen vom Sattel hob. „Dann sollst Du morgen auch mit mir einenritt machen; da soll es aber lustiger gehen!“

„Harry“, sagte Williams zurechtweisend, „ich bitte mir sehr aus, daß Du es Dir nicht einfallen läßt, Charles auf Dein Pferd zu nehmen. Wenn Du bei Deinem tollen Reiten Deine geraden Glieder brechen willst, so hast Du selbst dafür zu dulden, Andere aber sollst Du keiner solchen Gefahr aussetzen. Wenn Charles einmal fünfzehn Jahre alt ist, so wird er vielleicht ein noch besserer Reiter sein als Du. Nicht wahr, Charles?“ setzte er hinzu, indem er dem Kleinen die Locken zurückstrich und, ihn an seiner Hand leitend, der Treppe zuschritt, wo ihm seine Gattin entgegenkam.

„Gott Lob, daß Du wieder hier bist“, sagte diese, indem sie Arm in Arm mit ihm in den Salon schritt; „es war mir so bange ums Herz, Du rittest in solcher Aufregung von hier fort, und da fürchtete ich ernste Auftritte bei Mandolphs.“

„Ernste Auftritte bei solchen erbärmlichen Plebejern? Die dürfen es doch nicht wagen, zu uns aufzu-

sehen, geschweige denn ernste Opposition gegen uns zu machen; unser moralisches Uebergewicht ist zu groß"; entgegnete Williams, indem er sich mit seiner Gattin zum Abendessen niederließ. „Freilich“, fuhr er fort, „sie möchten sich gern neben uns stellen, man muß ihnen aber niemals die Zügel schießen lassen und ihnen bei jeder Gelegenheit in das Gedächtniß zurückrufen, wo uns gegenüber ihr Platz ist. Gibt man ihnen nur einen Finger, so nehmen sie die ganze Hand. Ich wette, die Neger dieses Herrn Mandolph gehen nicht wieder an uns vorüber, ohne zu grüßen. Ich habe dieses brutale Volk lange genug beobachtet; wie aber der Herr, so der Diener!“

„Ehrlich gestanden“, fiel Madame Williams ein, „ich habe immer eine sehr gute Meinung von diesen Mandolphs gehabt, und soviel ich weiß, haben sie in der ganzen Umgegend einen außerordentlich guten Namen.“

„Das ist immer der Fall mit solchem Gesindel. Solange sie arm wie die Feldmäuse sind, bleiben sie kriechend höflich, kaum aber haben sie festen Fuß gefaßt, so wächst der Hochmuth in ihnen auf und macht sich im Einklang mit ihrer Persönlichkeit durch Unverschämtheit und Grobheit kenntlich; gemein bleiben sie immer, und wenn sie sich mit Seide und Gold überdecken.“

„Randolph aber ebenso wie seine Frau sollen sehr gebildete Leute sein, so sagt man allgemein“, bemerkte Madame Williams.

„Gebildet? Sie haben vielleicht etwas gelesen und wissen von diesem und jenem zu reden, aber durch alles Lesen und Lernen ist noch Niemand zum wirklichen Gentleman, zum Edelmann geworden; das liegt im Blute und wird bei der Geburt gegeben. Aus einem ordinären Gaul kann man mit aller Dressur doch niemals ein edles Pferd machen“, sagte Williams und wandte sich dann nach dem Negerknaben um, der an der fernern Wand hinter ihm stand und mittels eines Seils den großen, an Eisenstäben über dem Tisch hängenden Fächer hin und her fliegen ließ, um die drückende Schwüle des Zimmers durch Zugluft zu fühlen.

„Ben, Du scheinst einschlafen zu wollen, oder hast Du nicht Kraft genug, den Fächer stärker zu ziehen?“ rief er dem Knaben zu und befahl dann dem Mulattenmädchen, welches hinter seinem Stuhle stand, ihm ein Glas Eiswasser zu reichen.

Außer diesen beiden Dienern befanden sich noch fünf Farbige in dem Salon, welche der Winke der speisenden Herrschaft harrten. Sie waren aber sämmtlich sehr nachlässig gekleidet, sowie die ganze Ausstattung des Zimmers mehr auf einen Glanz vergangener Zeiten

deutete. Die Vorhänge, Spiegel und der Kronleuchter waren alt und schadhast, die Möbel abgenutzt und die Delfarbe der Thüren sowie der Gyps der Wände und der Decken hatten ihre weiße Farbe verloren. Dem kostbar geschmückten hohen Credenztisch an der breiten Wand fehlte die Politur, und statt geschliffener Caraffinen mit verschiedenen Weinen und Liqueuren standen auf demselben auf einem großen altmodischen silbernen Theebret gewöhnliche Flaschen mit Cognac und Genevre.

Ashmore, der älteste Sohn, erhob sich zuerst von dem Abendtisch mit dem Bemerkten, daß er auf die Hirschjagd gehen wolle, und zwar mit Fackellicht, wie dies im Westen Amerikas sehr üblich ist; Harry folgte ihm, um im nahen Flusse Nachtangeln für größere Fische zu stellen, und Charles war mit seiner Schwester Olivia fortgerannt, als auch Herr Williams und seine Gattin sich erhoben und vor der Thür des Salons auf der hohen Treppe auf der dort angebrachten Bank Platz nahmen. Sie hatten eine Weile neben einander gefessen, als Williams das Schweigen brach und sagte:

„Die kleinen Farmer, wie dieser Mandolph, sind wahre Plagen für uns Tabaksbauer; sie verderben uns stets den Preis, denn sie arbeiten von der Hand in den Mynn und müssen ihren Tabak verkaufen, sobald er gepackt ist. Wir großen Pflanzer würden uns vereinbaren,

nicht unter einem gewissen Preis loszuschlagen, und würden die Käufer in den Hafenstädten zwingen, uns denselben zu geben; was hilft uns aber unser Nichtverkaufen? Diese kleinen Lumpen liefern zusammen doch ein hinreichend bedeutendes Quantum, um den Nothbedarf zu befriedigen und unsere Vorräthe zeitweise entbehrlich zu machen. Meine ganze Ernte vom vergangenen Jahre liegt ja noch unverkauft hier, weil ich hoffte, daß der Preis in die Höhe gehen würde; statt dessen ist er jetzt niedriger, als er im verflossenen Winter stand. Nun kommt meine diesjährige Ernte noch hinzu, und beide zusammen könnten mir im günstigen Falle gegen achtzehntausend Dollars liefern, während sie mir zu dem augenblicklichen Preis vielleicht kaum zwölftausend Dollars einbringen würden. Das Kapital, welches ich darauf geborgt habe, kostet mich hohe Zinsen, und ich wurde schon wiederholt darum angegangen, das Geld zurückzuzahlen; was bleibt mir zuletzt übrig, als um jeden Preis zu verkaufen? Ich bin niemals in einer solchen Verlegenheit gewesen wie jetzt. Und an allem diesem sind lediglich jene erbärmlichen kleinen Ansiedler schuld, welche Gott danken, wenn sie nur ein paar Fässer Tabak ernten."

Hier schwieg Williams und sah gedankenvoll vor sich hin.

„Wenn Du nun einige Neger verkaufst und mit

dem Gelde das geborgte Kapital zurückzahltest?“ nahm die Frau theilnehmend das Wort.

„Dabei würde ich nichts gewinnen, denn die Neger stehen im Verhältniß ebenso niedrig im Preis wie der Tabak; dann thue ich noch besser, ich verkaufe diesen und behalte die Arbeitskräfte.“

„Du hast ja aber auch auf sie Geld für hohe Zinsen geborgt, und sie zu ernähren kostet Dich viel. Thätest Du nicht besser, wenn Du mit weniger Sklaven und ohne alle Schulden arbeitetest? Ich glaube, Du würdest mehr verdienen“, bemerkte Madame Williams.

„Unser Haushalt ist zu kostspielig, wir geben zu viel Geld aus“, versetzte Williams mit einem Tone, in dem ein leichter Vorwurf lag.

„Weniger der Haushalt, lieber Williams, als die Gesellschaften, die Gastfreiheit, womit wir unser Haus Freunden und Fremden öffnen. Mir thätest Du einen großen Gefallen, wenn Du hierin eine Aenderung eintreten lassen wolltest, denn das sind Ausgaben, für welche wir nichts erhalten.“

„Die wir aber nicht ganz vermeiden können und die wir unserm Namen schuldig sind“, sagte Williams, worauf abermals eine Pause eintrat, in welcher die Eheleute ihren Gedanken zu folgen schienen.

„Höre, Williams“, begann nach einer Weile die

Frau, wie zu einem Entschluß gekommen, „laß mich bei dieser Gelegenheit nochmals einen Punkt berühren, den ich schon früher anregte, wenn wir uns auch nicht darüber einigen konnten. Es ist die Erziehung unserer Kinder, namentlich unserer beiden ältesten Söhne; so jung sie noch sind, so geben sie doch schon viel Geld aus, und ich glaube mehr, als uns bekannt ist.“

„Du hast es immer mit den Jungen zu thun! Es ist besser, wenn sie frühzeitig Geld in Händen haben, dann lernen sie dessen Gebrauch und Werth kennen“, entgegnete Williams halb unwillig.

„Ganz recht“, fuhr die Frau fort, „aber sie sollten dabei überwacht werden und Nachweis über die Verwendung geben. Das geschieht aber nicht, sie kaufen und vertauschen Pferde, Hunde und Gewehre, ohne Dich oder mich darum zu fragen, und haben sie Schulden gemacht, so zahlst Du sie, ohne ihnen darüber eine Zurechtweisung zu geben.“

„Einen edlen Keim darf man nicht einzwängen, soll er sich nicht auf Nebentwegen Luft machen; es ist das Blut der Williams, das in den Jungen tobt und sie zu wilden Streichen verleitet, das sie aber auch später ihrer Vorfahren würdig zum ritterlichen Gentleman macht. Jungen von ihrem Alter sind doch keine Kinder mehr und können nicht am Gängelbände geführt werden.“

„Eben weil sie aus den Kinderschuhen heraus sind, müssen wir mehr für ihre Erziehung thun; sie haben nichts gelernt als reiten, jagen, fischen und nothdürftig eine Zeitung lesen“, versetzte Madame Williams.

„Und die Verhältnisse ihres Vaterlandes kennen sie so gut wie irgend ein Amerikaner und können trotz dem besten Advocaten darüber reden“, fiel Williams ein. „Ich möchte wohl wissen, ob Du einen talentvollern Jungen in unserer Gegend kennst, als Harry. Welch einen Brief er schreibt! Weder Du noch ich bin im Stande, es ihm nachzuthun.“

„Und gerade für Harry ist mir am meisten bange. Er ist ein zu ungewöhnlicher Knabe, zu leidenschaftlich und lebenslustig und zu schön, als daß er den Weg gewöhnlicher Menschen gehen sollte; entweder es wird aus ihm ein sehr großer gefeierter Mann, oder er geräth auf Abwege und nimmt ein trauriges Ende“, sagte die Frau noch mehr bewegt.

„Nein, jetzt muß ich aber lachen, Frau“, entgegnete Williams rasch. „Ich glaube gar, Du hättest lieber einen dummen, häßlichen Tölpel zum Sohne, als diesen prächtigen Jungen, von dem in jedem Zoll der Keim zu einem Edelmann liegt! Mache Dir keine unnöthigen Sorgen, liebes Weib; Harry ist ein echter Williams,

ich bin stolz auf den Burschen, und er wird uns Freude und Ehre machen; laß ihn nur austoben."

"Heißer und inbrünstiger hat nie eine Mutter ihrem Schöpfer für ein Kind gedankt, als ich es für Harry that; es ist aber meine Liebe für den Knaben selbst, die mich für seine Zukunft bangen läßt; er ist nicht wahr, nicht offen und hat eine eiserne Verstellungsgabe", antwortete Madame Williams und setzte nach einer augenblicklichen Pause, als ob die Worte ihr entschlüpften, noch hinzu: „Ich glaube gar nicht, daß er fliehen gegangen ist."

„Aber liebe Frau, jetzt wird es mir doch bald zu bunt! Wohin, um Gotteswillen, soll der Junge denn wohl gegangen sein?" entgegnete Williams unwillig und sah sie an, als warte er auf weitere Erklärung.

„Ich mag es Dir kaum sagen, Williams, denn es klingt unglaublich und lächerlich, und doch ist es wahr. Der Junge hat schon eine Liebelei mit einem Mulattenmädchen unseres nächsten Nachbarn, des Herrn Barton. Ich weiß es sicher, daß er schon verschiedene Male in der Nacht hinübergeritten ist, um sie zu sehen. Die Jungen gehen ja und kommen, wie es ihnen beliebt, wenn wir schon lange ruhig schlafen."

„Was sagst Du? Harry eine Liebelei mit dem Mulattenmädchen?" rief Williams und sprang von seinem Sitze auf.

„So ist es, und ich bin überzeugt, daß er jetzt wieder zu ihr geritten ist.“

„Das wäre doch mehr als toll. Harry eine Lieb-
schaft und auf ein nächtliches Abenteuer ausgeritten —
es ist ja gar nicht denkbar! Dieser Junge!“ sagte Wil-
liams außer sich vor Verwunderung und setzte dann la-
chend hinzu: „Nun, einen schlechten Geschmack hat er
wahrhaftig nicht; es ist das schönste Mädchen in der
ganzen Gegend. Jetzt will ich mich überzeugen, und ist
es wahr, so werde ich ein ernstes Wort mit ihm reden.“

Hiermit ging er in das Haus und kam bald darauf
mit Hut und Stock und mit einer Laterne in der Hand
zurück.

„Ich will selbst sehen, ob sein Pferd fort ist oder
nicht“, sagte er zu seiner Frau und eilte die Treppe
hinab, den Negerwohnungen zu, in deren Nähe sich die
Stallungen befanden.

Beim Eintreten in diese überredete er sich selbst zu
dem Glauben, daß er das Pferd ruhend in dessen Stand
vorfinden würde, doppelt groß aber war sein Erstaunen,
als er den Platz leer fand. Einige Augenblicke war er
unschlüssig, ob er selbst ein Roß besteigen und seinem
Sohne nachreiten solle, nach einiger Ueberlegung jedoch
hielt er es für zweckmäßiger, denselben zu Hause zu er-
warten. Mit diesem Beschluß begab er sich wieder nach

der Wohnung und rief seiner Frau schon am Fuße der Treppe zu, daß sie Recht gehabt, daß das Pferd Harry's nicht im Stalle sei und daß auch dessen Sattelzeug fehle.

„Es ist mir lieb, daß Du Dich endlich einmal selbst überzeugst, wie sehr nothwendig es ist, die Jungen strenger zu überwachen, namentlich Harry, der bereits auf bösen Wegen ist“, sagte Madame Williams, als ihr Gatte zu ihr trat.

„Ich werde hier sitzen bleiben, bis er zurückkommt, und ihm dann eine Lektion geben, die er sobald nicht wieder vergessen soll“, versetzte dieser und wollte sich auf die Bank niederlassen, seine Gattin aber nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Salon, indem sie sagte:

„Nein, Williams, das sollst Du nicht, Du würdest Dir unnöthig die Nachtruhe rauben und dann vielleicht härter gegen Harry sein, als es Dir morgen lieb wäre. Ungeschehen kannst Du es ja doch nicht machen.“

„Sorge nicht, Frau“, entgegnete er, indem er einen Armessel nahe an den Eingang zog und sich darin niederließ; „ich werde dem Teufelsjungen nichts zu Leide thun, aber ein ernstes, böses Gesicht soll er doch sehen, damit er künftig solche Streiche unterläßt; ehrlich gesagt, ich wünsche, daß dieser der schlimmste bleiben mag, den er in seinem Leben begeht.“

„Nun, wenn Du hier bleiben willst, so werde ich Dir Gesellschaft leisten“, sagte die Frau; „ich will nur Charles und Olivia zu Bett schicken und dann alle Lichter im Hause auslöschten lassen, denn sonst kommt Harry nicht herein.“

„Das würde ich an seiner Stelle auch nicht thun“, rief ihr Williams lachend nach, zog eine kleine Pfeife aus der Tasche, füllte sie mit Tabak und zündete sie an. Dann legte er sich behaglich in seinen Sessel zurück, schlug ein Bein über das andere und richtete seinen Blick durch die Thür hinaus auf den Sandplatz vor dem Gebäude, auf den das Licht der Salonfenster fiel.

Bald kehrte Madame Williams zurück, löschte die große Lampe, welche auf dem Tische stand, aus und setzte sich neben ihren Gatten an den offenen Eingang.

„Ich bin neugierig, welcher von den Jungen zuerst zurückkehrt; am Ende ist Ashmore auch auf Abenteuer ausgeritten“, begann Williams die Unterhaltung.

„Nein, das ist nicht der Fall. Ashmore ist gerade und offen, und was er in dieser Art begehren wollte, würde er bei Tage ausführen; er ist wirklich auf die Jagd geritten und wird vor Tagesanbruch nicht nach Hause kommen, denn wenn der Morgen graut, so geht er sicher noch einmal in den Wald am Flusse, wo die Turkeys (Truthühner) bäumen, um einen jungen Hahn in die

Rühe zu liefern; er weiß, daß es mir angenehm ist. Ashmore hat ein edles, reines Gemüth voll Treue und Wahrheit und besitzt zugleich eine eiserne Willenskraft, Harry dagegen ist unzuverlässig, wenn auch voller Energie; er wird von seinen Neigungen, seinen Leidenschaften nicht blindlings hingerissen, sondern folgt ihnen vollständig bewußt und berechnet seine Schritte genau, doch immer nur für sein eigenes Interesse.“

„Du beurtheilst ihn zu streng, liebe Frau“, nahm Williams wieder das Wort; „es ist die zu rasch entwickelte übersprudelnde Lebenskraft, welche ihn bei allem seinem Thun und Treiben anspornt und die ihn dereinst zum großen Manne machen muß. Wer weiß, ob der Präsidentenstuhl ihm zu hoch sein wird!“

Zweites Kapitel.

Während die Aeltern sich über ihren Liebling unterhielten und sich dessen Zukunft mit einem Gemisch von bangern Zweifeln und hochfliegenden Hoffnungen ausmalten, hielt diesen ein schönes Mulattenmädchen ihres Nachbarns Bayton mit ihren zarten Armen umschlungen und preßte ihn fester und heißer an ihren ungestüm wogenden Busen, um ihn noch einige wonnige Minuten länger bei sich zurückzuhalten.

„Ich muß fort, Molly; es ist schon sehr hell geworden, und der Mond wird bald aufgehen; mein Bruder Ashmore ist auf die Jagd geritten, er könnte mir zufällig begegnen und würde es dann gleich der Mutter erzählen, daß ich so weit vom Flusse und zu Pferde gewesen sei.“

„Welche Angst Du immer hast, Du lieber Harry“, sagte die Mulattin mit bebender Stimme und spielte dem schönen Knaben mit ihrer kleinen Rechten in dem

seidentweichen Lockenhaar, während sie ihren linken Arm um seinen Nacken geschlungen hielt.

„Ich lasse Dich noch nicht von mir, und wenn Du um Hilfe schrieest“, flüsterte sie mit zärtlicher Stimme und drückte ihre wollüstig vollen Lippen auf seinen fein geschnittenen rosigen Mund. „Du bist ja zu herzenslieb — zu süß — zu schön — ich möchte Dich ganz aufessen“, sagte sie und küßte ihn bei jedem ihrer Worte heißer und glühender.

„Und ich möchte mich von Dir aufküssen lassen, aber ich muß wahrhaftig fort, Molly. Wenn mein Alter dahinter käme, daß ich bei Dir gewesen wäre, ich glaube, er würde wüthend“, sagte Harry, sich den stürmischen Liebkosungen des schönen braunen Mädchens hingebend und seine Hand in der rabenschwarzen Lockenmasse vergrabend, die wild und ungezügelt über ihre sammetweichen Schultern hinabhing.

„Du hast mich doch nicht so recht lieb, Harry, und küssest mich nicht gern, sonst würdest Du nicht so eilen“, seufzte die Mulattin und heftete ihre großen, dunkeln Augen mit wildem Feuer auf den schönen Knaben.

„Ja, Molly, ich habe Dich sehr lieb“, flüsterte er mit leiser Stimme und schlang beide Arme leidenschaftlich um das Mädchen.

„O Du süßer, lieber Junge, ich beiße Dir ein Stück

aus Deinem schönen Mund“, rief sie halblaut und faßte seine Lippen mit ihren blendend weißen Zähnen.

„Du!“ schrie er mit unterdrückter Stimme. „Du wärest es im Stande! Jetzt muß ich aber gehen; sieh, es wird ganz helle“, fuhr er fort, indem er von der Bank aufsprang und um sich durch das Rankengeflecht der blühenden Lianen schaute, welches die Laube bildete.

„Morgen Nacht aber kommst Du wieder, dann will ich Dich noch viel, viel lieber haben, sollst sehen, ich bringe Dich vor Liebe um!“ flüsterte die Mulattin und zog den Knaben nochmals an ihren Busen; er aber entwand sich ihren Armen und sprang aus der Laube nach seinem Pferde, welches außerhalb des Gartens an einem Baum befestigt stand.

„Der verteufelte Junge bleibt mir wahrhaftig bald zu lange aus“, sagte Herr Williams zu seiner Gattin, indem er hinaus in den Park spähte; „ich werde ihm aber die Gesetze vorlegen, darauf kann er sich verlassen!“

„Ich glaube, dort kommt er“, fiel die Frau ihm ins Wort. „Laß uns in das Zimmer zurückgehen, damit er uns nicht gewahrt!“

Hiermit standen beide auf und traten hinter die Thür, während Harry leichten Fußes herangesprungen kam und die Treppe herauf in den Salon huschte. Er

schrift eilig der entgegengesetzten Thür zu, als sein Vater mit barscher Stimme sagte:

„Nun, Harry, bist Du schon von Deinem Fischfang zurück?“

Erschrocken fuhr der Knabe herum und blickte seine Aeltern verdutzt an, faßte sich aber schnell und sagte wie verwundert: „Mein Gott, seid Ihr noch auf?“

„Jawohl, und zwar Dir zu Gefallen. Wo bist Du gewesen?“ entgegnete Williams.

„Ich? Am Flusse“, antwortete Harry entschlossen und sah seinem Vater fest in die Augen.

„Zu Pferde am Flusse?“ fuhr dieser heftig fort.

„Zu Pferde? Ich verstehe Dich nicht. Ich bin zu Fuße am Flusse gewesen und habe meine Nachtangeln gestellt.“

„Und wo war Dein Pferd?“ rief Williams jetzt zornig aus.

„Wie kann ich das wissen? Ich bin nicht im Stalle gewesen und habe aufgepaßt, ob ein Neger mein Pferd geritten hat“, erwiderte Harry vollständig gefaßt und ruhig.

„Aber, Harry, ist es möglich, daß Du mit solcher Ruhe eine so große Unwahrheit sagen kannst?“ nahm Madame Williams das Wort und streckte ihre gefalteten Hände gegen ihn aus.

„Ich sage keine Unwahrheit; ich weiß gar nicht, wie Ihr darauf kommt, daß ich anderswo als am Flusse gewesen sein soll.“

„Du bist bei —“ fiel seine Mutter entrüstet ein, doch Williams unterbrach sie rasch mit einem verweifelnden Wink und wandte sich dann wieder zu Harry mit den Worten:

„Du wirst morgen früh mit mir nach dem Flusse gehen und mir die Angeln zeigen, die Du gelegt hast; wehe Dir aber, wenn keine dort liegen!“

„Sehr gern“, erwiderte Harry lachend. „Wenn ich geritten wäre, so würde ich mir die Schuhe nicht so schmutzig und die Füße nicht so naß gemacht haben, wie sie sind.“

Hierbei zeigte er auf sein nasses Schuhwerk, denn er war wirklich, ehe er zu Molly ritt, an dem Flusse gewesen und hatte die Angeln gelegt.

„Nun, wir werden sehen“, sagte Williams ruhig.

„Geh jetzt auf Dein Zimmer und lege Dich schlafen.“

Harry war diese Weisung sehr willkommen. Er sagte gute Nacht und verließ eilig den Salon.

„Wir haben ihm Unrecht gethan, liebe Frau“, hob Williams an, sobald die Thür sich hinter Harry geschlossen hatte; „der Junge ist wahrhaftig nicht bei dem Mädchen gewesen; einer von diesen verfluchten Negern

hat seinen Saul geritten, wahrscheinlich zu einer Geliebten. Ich will es den Kerlen aber vertreiben!"

„Du irrst Dich, Williams. Verlaß Dich darauf, Harry ist wirklich dort gewesen. Es ist unglaublich, so jung und schon so voll Unwahrheit.“

„Es ist nicht wahr, Frau; Du wirst sehen, daß er unschuldig ist“, erwiderte Williams beruhigend, nahm die Gattin bei der Hand und verließ mit ihr den Salon.

Bis zu dieser Zeit war der Schlaf noch nicht in dem Blockhause Mandolph's eingekehrt; er selbst, seine Frau, seine sechzehnjährige Tochter Martha und sein fünfzehnjähriger Sohn Albert waren emsig bemüht, ihrem zerpeitschten Sklaven Linderung seiner Schmerzen zu verschaffen. Im Scheine des Kaminfeuers auf dem roh gezimmerten Fußboden war ein Lager von Bärenhäuten und wollenen Decken bereitet, auf welchem der Mulatte auf dem Leibe lag, während seine Herrschaft die kühlenden Umschläge auf den Wunden seines Rückens fortwährend wechselte.

„Komm, Terry, trink noch einmal von dem Thee, er hält das Fieber von Dir ab“, sagte Madame Mandolph, eine zierliche kleine Frau mit schwarzem Haar und milden, dunkeln Augen, zu dem Mulatten und reichte

ihm eine Tasse, die sie so eben aus einer Kanne vor dem Feuer gefüllt hatte.

„Armer Jerry“, bemitleidete ihn Randolph's Tochter Martha, indem sie den Umschlag von seinen Schultern nahm und durch einen kalten ersetzte. „Warum mußt Du auch zu diesem hochmüthigen Jungen reden! Du brauchtest ihm ja nicht zu antworten und konntest Deiner Wege gehen.“

„Nein, Jerry hätte sollen seinen Hut abnehmen; das war sehr wenig Mühe, und er hätte sich dadurch die Schmerzen und uns den Aerger und das Leid erspart. Es ist ein altes gutes Sprichwort: Den Hut in der Hand, geht es leicht durchs Land“, nahm Randolph das Wort, indem er bei dem Sklaven niederkniete und ihm einen frischen Umschlag auf den Rücken legte.

„Dieser abscheuliche Mann, dieser Williams, so in unser Eigenthum einzurücken und unsern Jerry so vor unsern Augen schlagen zu lassen! Hätte mir die Mutter die Büchse nicht weggenommen, ich hätte ihm eine Kugel durch seinen hochmüthigen Kopf geschossen“, sagte Albert mit aufleuchtendem Blick. „Und uns nordische Krämerseelen zu nennen! Ich möchte wissen, was er mit seinem jüdlischen Adel eigentlich meint!“

„Diese Leute nennen sich adlig, weil ihr Großvater oder Urgroßvater sich durch irgend etwas ausgezeichnet

hat, während es ihnen nie in ihrem Leben eingefallen ist, selbst etwas der Art zu thun. Wirklicher Adel, mein Sohn, liegt in der Seele des Menschen, liegt in dessen Streben nach dem Guten, nach dem Edlen, nach geistiger Vervollkommnung, nicht aber in der hochmüthigen Dummheit, in welcher Leute wie Williams auf ihre Mitmenschen hinabblicken; nur der Seelenadel hebt den Menschen aus dem gemeinen Volke empor, jeder andere Adel ist Narrheit und zeigt, wie unadlig man wirklich ist. Deine Entrüstung, Albert, über die unverschämte, gemeine Handlungsweise dieses Williams ist gerecht, unrecht aber und unweise würde es von Dir gewesen sein, hättest Du ihn dafür bestraft, weil Du dadurch nicht allein Dein und Jerry's Leben in Gefahr gebracht, sondern auch unser aller Ruhe und Glück auf das Spiel gesetzt haben würdest. Hätte das Gesetz es mir gestattet, ihn an dieser unmenschlichen Gewaltthat zu verhindern, so würde sie nicht vollbracht worden sein, so aber mußte ich sie für Jerry's Rettung geschehen lassen."

"Und nur aus Liebe für Sie und die Ihrigen ließ ich sie geschehen", hob der Mulatte an, indem er sich auf seinen Arm stützte und zu Randolph auf sah; „sonst wäre mir der Tod zehnfach willkommen gewesen. Aber ich rechne mit diesem Ungeheuer ab!" setzte er drohend hinzu und ließ sich wieder auf das Lager niedersinken.

„Das wirst Du nicht thun, Jerry, denn Du würdest dann unserer Liebe nicht mehr werth sein, und erführe ich, daß Du Dich an dem Gesetz vergangen hättest, so würde ich selbst Dich ihm überliefern. Ziehe aus dem Unglück, welches Dich betroffen hat, eine Lehre, um späteres von Dir fern zu halten“, entgegnete Mandolph mit seiner gewohnten Ruhe, indem er sich erhob und in einem Armstuhl nahe der offenen Thür Platz nahm.

„Aber, Vater, es ist ja doch eine Schlechtigkeit, ein Verbrechen, welches Williams begangen hat, wenn man ihn auch nicht dafür vor Gericht stellen kann; soll er denn gar keine Strafe dafür haben?“ hob Albert wieder an.

„Die Strafe keimt aus der Handlung selbst empor; er wird sie in seinem Sohne ernten, den er durch Erziehung zum bösen Menschen macht, indem er seine eigenen schlechten Handlungen ihm zum Vorbild gibt. Ueberdies verfährt er ebenso grausam und unmenschlich gegen seine eigenen Sklaven, und leicht möchten diese gelegentlich eine Strafe über ihn verhängen. Uns kommt dies keinesfalls zu; wir sind weder von Gott, noch von unsern Mitmenschen zu seinem Richter bestellt“, versetzte Mandolph und wandte sich dann mit der Bitte an seine Frau, sich mit Martha zur Ruhe zu begeben, da er und

Albert die Pflege Jerry's recht gut allein übernehmen könnten. Madame Randolph aber wollte den Kranken nicht verlassen, und so blieb die Familie während der ganzen Nacht um ihn beschäftigt.

Ihre rastlosen Bemühungen zu Gunsten des Mulatten sollten aber auch nicht unbelohnt bleiben, denn seine Schmerzen minderten sich, seine Wunden gingen zur Heilung über, und schon nach wenigen Tagen war er im Stande, umherzugehen und leichte Beschäftigungen vorzunehmen.

So waren einige Wochen verstrichen, als Randolph eines Abends Jerry fragte, ob er glaube, am folgenden Tage einen Ritt nach der Hauptstadt des Staates, nach Frankfort machen zu können, um dort einige Besorgungen für ihn auszurichten. Der Mulatte erklärte sich fähig und mit Freuden bereit dazu, obgleich der Weg über vierzig Meilen lang war, und am frühen Morgen trat er mit den Aufträgen versehen die Reise an.

In Williams' Hause war seit jenem Abend, wo Jerry seine harte Strafe empfangen hatte, seiner nicht wieder mit einer Silbe erwähnt worden, die Begebenheit war zu unbedeutend und der Erinnerung nicht werth. An dem Tage, an welchem der Mulatte nach Frankfort geritten war, wollte es der Zufall, daß Ashmore beim Abendessen erzählte, er sei Randolph nachmittags zu

Pferde begegnet, worauf Madame Williams das Wort nahm und sagte:

„Wenn ich an seinen Mulatten denke, wird mir jedesmal hange ums Herz; ich fürchte immer, der Mensch könnte sich an Dir rächen, Williams.“

„Da müßte man viel befürchten, wenn jeder Schlag, den man einem solchen Halbmenschen geben läßt, dessen Rache nach sich ziehen sollte. Geht denn wohl ein Tag hin, ohne daß unter meinen Negern solche Züchtigungen ausgeübt werden, und ist es wohl schon einem von ihnen eingefallen, sich zu rächen?“ antwortete Williams mit einem Lächeln.

„Mit ihnen ist es etwas Anderes, denn Du bist ihr Herr, jener Mulatte aber sieht in Dir einen Fremden, dem er keine Unterwürfigkeit schuldig ist; und er scheint ein verzogener, verbildeter Sklave zu sein, der Freiheitsideen vom Norden mit hierher brachte.“

„Wenn diese Afrikaner nicht selbst fühlten, daß sie uns Weißen von der Natur zu Dienern gegeben sind, wie wäre es dann möglich, daß sich Hunderte von ihnen durch ein paar weiße Männer befehlen und zu schwerer Arbeit antreiben ließen? Allerdings, in dem Mulatten ist schon weißes Blut, welches sich geltend macht; er denkt, überlegt, stellt Vergleiche an und sieht ein, daß er ebenso gut wie der Weiße zwei Beine, zwei Arme

und einen Kopf hat, er bleibt aber dennoch halb Affe und wird durch unsere geistige Ueberlegenheit uns unterthänig gehalten. Mache Dir keine Sorgen darüber, liebe Frau, weder Mandolph's Mulatte, noch unsere eigenen Sklaven werden ihrem gelegentlichen Groll durch die That Ausdruck geben. Die Neger fürchte ich nicht, wohl aber die Tabakhändler in den Seestädten, die uns den letzten Blutstropfen auspressen möchten. Heute ist nun wieder ein großer Theil meiner diesjährigen Ernte in das Lagerhaus dort drüben gebracht, sodaß augenblicklich für mehr als fünfzehntausend Dollars Tabak darin aufgestapelt liegt, und aus den neuesten Berichten von Richmond, Baltimore und Neuorleans läßt sich noch kein Steigen der Preise dafür erkennen. Der Winter ist vor der Thür, er kann möglicherweise sich frühzeitig und streng einfinden und die Schifffahrt hemmen, dann sitze ich fest mit meinem Vorrath, auf den ich nach und nach schon gegen zehntausend Dollars geborgt habe. Es ist rein zum Verzweifeln!"

„Thätest Du nicht wohl daran, wenigstens einen Theil davon zu verkaufen, um die Schuld damit zu tilgen?“ fragte Madame Williams ihren Gatten.

„Ich werde mich wohl dazu entschließen müssen; jedenfalls will ich die Hälfte meines Tabaks nach Neuorleans an meinen Freund Morgan in Commission sen-

den; er wird sicher dabei für mein Interesse Sorge tragen.“

Hier schwieg Williams und spielte gedankenvoll mit dem Messer auf dem Teller, nach einigen Augenblicken aber fuhr er fort: „Es waren zwei harte Jahre, dieses und das verflossene; die Krankheit unter unsern Negern hat beinahe gar nicht aufgehört, wir haben Alt und Jung zusammengenommen einige vierzig dadurch verloren, und darunter waren mehrere sehr werthvolle, die ich nicht für fünfzehnhundert Dollars das Stück verkauft haben würde. Jetzt liegen wieder acht am hitzigen Fieber, und einige zwanzig können das kalte Fieber nicht los werden trotz des Doctors und seiner Pillen. Seine Rechnung wird dies Jahr auch wieder gegen vierhundert Dollars betragen. Es wäre Zeit, daß das Glück einmal wieder bei uns einzöge!“

Noch lange nach aufgehobener Tafel saß die Familie in der ernstesten Stimmung zusammen, welche die Betrachtungen und Klagen Williams' hervorriefen, und allen war der Augenblick erwünscht, als derselbe sich erhob, um sich zur Ruhe zu begeben. Bald darauf erloschen alle Lichter im Hause, der Schlaf zog durch dessen Gemächer, und nach und nach schloß er sämmtlichen Bewohnern derselben die Augen. Auch in den Hütten der Sklaven war Alles zur Ruhe gegangen, und nur hier

und dort drang noch ein matter Lichtschein, welcher von der Kohlenglut in den Kaminen ausging, zwischen ihrem Gebälk hervor. Es war eine sehr finstere und stürmische Nacht, der Wind schüttelte den Wald, fegte die Felder und klapperte in den von der Sonne krumm gezogenen, zwei Fuß langen Holzschindeln, womit die Blockhäuser bedeckt waren. Wie es sich aber in solchen Nächten gewöhnlich am besten schläft, so war es auch auf der Befizung von Williams der Fall, die weißen sowie die schwarzen Bewohner derselben schliefen fest.

Plötzlich erschallte der Schreckensruf „Feuer!“; in den Herrschaftsgebäuden und in den Negerhütten fuhr Alles aus dem Schlafe empor, und der Blick eines Jeden starrte in das blendende Licht, welches ihm glühend entgegenströmte.

Auch Williams schreckte von seinem Lager empor, das ganze Zimmer war von zitterndem Feuerschein erleuchtet — das Haus mußte in lichten Flammen stehen! Mit stoßendem Athem stürzte er an das Fenster, doch Schrecken über Schrecken, es war nicht das Wohngebäude, es war etwas augenblicklich noch viel Werthvolleres, es war das Lagerhaus, von dem man nichts mehr erkennen konnte als ein Flammenmeer, welches um dasselbe gegen den dunkeln Himmel aufloderte.

Der Anblick war für Williams ein furchtbarer. Mit

zitternden Gliedern fuhr er in seine Kleidung und eilte aus dem Hause nach dem Unglücksplatze hin, um welchen seine Sklaven bereits in toller Verwirrung und schreiend durch einander liefen, ohne zu wissen, was sie beginnen sollten. Starr und entsetzt sah Williams in die Glut hinein und wich vor deren versengender Ausströmung zurück; was konnte er thun, was konnte er seine vielen Sklaven thun lassen, um seine Habe aus den verzehrenden Flammen zu retten — es konnte ja kein menschliches Wesen nur in ihre Nähe kommen! Das ganz aus Holz aufgeführte Lagerhaus mußte an allen vier Seiten zugleich in Brand gerathen sein, das in der Sonne ausgedörnte Holz hatte dem Feuer willig Nahrung geboten und der heftige Wind die Glut schnell über dasselbe verbreitet; schwirrend flogen die brennenden Schindeln umher, prasselnd brachen die Sparren nieder, und mit betäubendem Krachen stürzte das ganze Gebäude in sich zusammen und schloß eine Feuersäule gen Himmel, aus der die Lohe, vom Sturm getragen, weithin durch den Park verwehte.

Menschliche Kräfte reichten hier nicht hin, dem verzehrenden, rasenden Elemente Einhalt zu thun oder ihm nur den kleinsten Theil seiner Beute zu entreißen. In stummer Verzweiflung folgten Williams' Blicke der vollständigen Vernichtung seines zweijährigen Erwerbs, und

die unvermeidlichen Folgen dieses Verlustes bestürmten seine Seele.

„Randolph's Mulatte!“ sagte Madame Williams, die mit ihren Kindern neben ihrem Gemahl stand und ihre Thränen trocknete. „Ach, es war eine Ahnung, als ich gestern Abend meine Furcht vor diesem Menschen aussprach; nun ist sie schon wahr geworden!“

„Dieser Hund!“ rief Williams, die Fäuste ballend. „Das soll er zwischen Himmel und Erde büßen; ehe die Sonne wieder untergeht, soll er hängen!“

„Was hilft uns nun sein Tod? Er gibt uns unser Eigenthum nicht zurück“, klagte die Frau.

„Sein Herr, dieser nordische Schwindler, aber ist für den Schaden verantwortlich, den sein Sklave mir zugefügt hat; ich lasse ihm das Bett unter dem Leibe verkaufen!“ entgegnete Williams mit wüthender Geberde.

„Er sowie der Mulatte werden die That leugnen“, versetzte die Gattin.

„Das soll ihnen verdammt wenig nützen; ich bringe die ganze Umgegend gegen ihn auf, das Lynchgesetz wird ausgerufen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn Herr Randolph mit seinem Mulatten einen und denselben Baum zierte. Komm, laß uns in das Haus gehen, zu retten ist hier nichts. Ich will schnell an alle meine Collegen schreiben und sie einladen, mit dem frühen

Lage sich hier einzufinden und alle Männer in ihrem Bereiche mitzubringen."

Mit diesen Worten wandte sich Williams der Wohnung zu und trug im Vorwärtsschreiten seinem Sohn Ashmore auf, Pferde für ein Duzend Neger, welche die Depeschen fortbringen sollten, jatteln zu lassen. Dann ging er eilig in das Haus, setzte sich an seinen Schreibtisch und fertigte die schriftlichen Hülfserufe an seine nahen und fernen Nachbarn aus. Als er wieder aus dem Salon trat, den harrenden Reitern die Briefe einhändigte und sie mit der Weisung fortschickte, zu jagen, was die Gäule laufen könnten, war das Feuer in sich selbst zusammengesunken und nur ein riesiger Glutberg bezeichnete die noch kohlenden und glimmenden Tabaksfässer.

Bei Sonnenaufgang hatte die Familie Williams schon das Frühstück eingenommen, und sogleich wurden Vorbereitungen zum Empfang der vielen Gäste gemacht, welche bald eintreffen mußten, um Grenzgericht über Mandolph und seinen Sklaven zu halten. Der Credenz-tisch wurde mit Flaschen und Gläsern besetzt, alle Stühle im Hause wurden in den Salon gebracht, und Madame Williams kleidete sich in schwarze Seide, um die ihr befreundeten Nachbarn feierlich zu begrüßen.

Gegen acht Uhr begannen die Erwarteten sich ein-

zufinden, alle kamen zu Pferde und alle waren mit der langen Kentuckybüchse und dem Jagdmesser bewaffnet. Williams ging ihnen entgegen, um sie zu empfangen, und geleitete sie, nachdem die Pferde einigen Negern zur Wartung übergeben waren, nach seiner Wohnung. Während er sie in den Salon an den Credenz Tisch führte und ihnen dort die verschiedenen Spirituosen zu einem Erfrischungstrunk anpries, theilte er ihnen mit wenigen Worten Vorläufiges über die Gründe mit, weshalb Randolph's Mulatte und kein Anderer den Brand angestiftet haben mußte, und behielt sich vor, eine ausführliche Auseinandersetzung darüber zu geben, sobald alle zum Gericht Geladenen sich eingefunden haben würden. Diese ritten jetzt immer zahlreicher von allen Seiten herbei, und einen jeden von ihnen empfing Williams mit denselben Mittheilungen über Randolph und dessen Mulatten. Die von ihm leicht hingeworfenen Andeutungen verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht; je zahlreicher die Versammlung wurde, um so lauter, um so leidenschaftlicher besprach man die Angelegenheit, und die Entrüstung über die schändliche That steigerte sich immer mehr.

Endlich waren alle erwarteten Personen, einige vierzig Pflanzer aus der Umgegend, eingetroffen, und Williams nahm nun das Wort, um der Versammlung die

Anklage, in welcher sie ein Urtheil fällen sollten, mit allen Gründen dazu vorzutragen. Alles drängte sich in den Salon um ihn, und er begann damit, das zwischen Mandolph und dessen Sklaven bestehende freundschaftliche freie Verhältniß als ein den Grundsätzen des Südens zuwiderlaufendes zu bezeichnen, welches Unzufriedenheit unter den Sklaven seiner Nachbarn erzeuge und ihnen Freiheitsgedanken einflöße. Er rief mehrere der gegenwärtigen Männer zu Zeugen auf, daß Mandolph sich oftmals in ihrem Beisein gegen die Sklaverei ausgesprochen habe, und nannte ihn einen nordischen Abolitionisten, der durch seine Grundsätze seine Nachbarn in Gefahr bringe. Dann ging er auf die Begebenheit zwischen dem Mulatten Ferry und seinem Sohn Harry über, berichtete, welche Züchtigung er selbst über den Mulatten verhängt habe, und beschrieb das störrige, verstockte Benehmen desselben, sowie das seines Herrn während der Bestrafung.

„Diese Schacherer“, sagte er, „kommen vom Norden wie eine Heuschreckenplage zu uns gezogen und wollen uns jüdlischen Rittern Gesetze vorschreiben, und wenn sie zu ohnmächtig sind, es offen und bei Tageslicht durchzusetzen, so nehmen sie in dunkler Nacht den Feuerbrand in die Hand, um unser Eigenthum zu vernichten und uns möglicherweise dadurch von Haus und Hof zu vertreiben!“

Bei diesen letzten Worten wurde Williams durch die heftige Aufregung seiner Zuhörer, die sich durch wilde Drohungen, Schwüre und Flüche kund gab, unterbrochen, und erst nach einiger Zeit war er im Stande, seine Rede durch Schilderung des Brandes zu ihrem Ende zu führen. Er schloß mit dem Rufe: „Tod den Abolitionisten!“ und mit demselben Rufe antwortete ihm einstimmig die ganze Versammlung.

Die stürmische Bewegung, die sich der Männer bemächtigt hatte, schloß den Wenigen unter ihnen, welche mit Mandolph befreundet waren und gern ein Wort zu seinen Gunsten vorgebracht haben würden, die Lippen. Man tobte, fluchte, drohte mit erhobenen Fäusten und stürmte plötzlich aus dem Hause nach den Bäumen, unter denen die Pferde befestigt standen. Nach wenigen Minuten waren alle in ihren Sätteln, auch Williams und seine Söhne Ashmore und Harry saßen zu Roß, und fort ging es im Galopp auf der Straße hin, welche nach Mandolph's Niederlassung führte.

Die fliegende Bewegung, mit welcher sich die Reiter dem Platze näherten, wo sie den Gegenstand ihres Zorns erreichen würden, schien diesen immer noch mehr anzufachen, denn die Verwünschungen gegen Mandolph und seine Sippschaft wurden immer lauter, immer stürmischer; an dessen Felde aber hielt Williams sein

Pferd an und ermahnte zur Ruhe und zu einer würdigen, ernstern Haltung. Im Schritt und schweigend zog nun die Schaar an der Einzäunung hinauf nach den Blockhäusern, ohne daß sie von deren Bewohnern bemerkt worden wären. Erst als die Tritte der vielen Pferde auf dem harten Boden unter den Bäumen vor dem Hause laut wurden, kam Mandolph in die offene Thür geeilt und schaute verwundert auf die zahlreichen bewaffneten Gäste, die ihm, wie es schien, einen Besuch abstatten wollten.

Der gewohnte Empfang: „Steigen Sie ab, meine Herren, und kommen Sie herein“, erstarb auf Mandolph's Lippen, als er Williams unter der Menge erkannte, und der Gedanke erschreckte ihn, daß dieser Mann möglicherweise, mit der Bestrafung seines Mulatten noch nicht zufrieden, die Sache dem Gerichte übergeben habe. Dennoch trat er festen Schrittes aus dem Hause und den Fremden entgegen und sagte zu denen, die ihm am nächsten hielten:

„Welcher Veranlassung habe ich diesen Besuch zu verdanken?“

Ein alter Pflanzer Namens Vaughan nahm das Wort und sagte, indem er vom Pferde stieg:

„Es liegt eine schwere Anschuldigung gegen Ihren Mulatten Jerry vor, und somit auch gegen Sie, Herr

Randolph, denn der Eigenthümer des Sklaven ist für dessen Handlungen verantwortlich.“

Während dieser Zeit hatte der Alte die Zügel seines Pferdes an einen Baum befestigt, trat nun mit der Büchse in der Hand vor den Farmer und sah ihn mit großem, strafendem Blick an.

„Ich sollte denken, dieses unbedeutende Vergehen wäre mehr als hinreichend bestraft, Herr, denn Terry's Wunden, welche die Peitsche des Herrn Williams ihm schlug, sind kaum geheilt. Herr Williams hat sich für zufriedengestellt erklärt, die Sache ist vollständig abgemacht, und ich werde nicht erlauben, daß dem Mulatten noch ein Haar deshalb gekrümmt wird, und wenn die ganze County mir vor das Haus rückt!“ antwortete Randolph auf das bestimmteste und blickte den Männern, die ihm gegenübergetreten waren, stolz und fest in die Augen. Da er aber zugleich wahrte, daß eine Anzahl der Fremden mit der Waffe in der Hand links und rechts um das Blockhaus nach den Negerhütten eilte, so wandte er sich nach ihnen um und rief ihnen laut zu:

„Bleiben Sie aus meinem Eigenthume; wenn Sie mich sprechen wollen, so werde ich Ihnen hier Rede und Antwort stehen!“

„Sie scheinen Ihren Sklaven schlecht zu beaufsich-

tigen, Herr Mandolph", fuhr Vaughan fort, „sonst könnte derselbe nicht in tiefer Nacht das Eigenthum Ihrer Nachbarn in Brand stecken.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr, und muß Sie bitten, sich klar und deutlich auszusprechen, da ich nicht Willens bin, diese Pöffen länger mit anzusehen. Was wollen Sie hier?“

Gericht wollen wir halten über Ihren Mulatten und über Sie selbst", schrie ein wüsth und liederlich aussehender Mensch aus der Schaar; „über den Mulatten, weil er in vergangener Nacht das Lagerhaus des Herrn Williams mit sämtlichen Vorräthen niedergebrannt hat, und über Sie wollen wir richten, weil der Sklave nur Ihr Werkzeug bei der That war.“

„Gott Lob, es gibt noch Gesetz in diesem Lande und Gerechtigkeit gegen solche nichtswürdige Beleidigungen; ich mache Sie hiermit sämtlich verantwortlich für Ihre Gewaltthat, mit bewaffneter Macht meinen Hausfrieden zu stören", rief Mandolph in höchster Entrüstung aus und wollte in seine Wohnung zurückgehen, als der wüsth Bursche auf ihn zutrat und mit den Worten: „Halt hier, Sie stehen vor Gericht!" ihn bei der Schulter faßte.

Mandolph aber stieß den Angreifer mit solcher Gewalt von sich, daß derselbe zurücktaumelte und zu Boden

stürzte, und in demselben Augenblick sprang sein Sohn Albert mit zwei Doppelflinten in den Händen an seine Seite, reichte ihm die eine und hob die andere drohend gegen die Fremden auf.

„Ruhig, Albert, das Gesetz ist eine stärkere Waffe als unsere Flinten; trage sie in das Haus zurück“, sagte Mandolph zu seinem Sohne und reichte ihm das Gewehr, welches er, ohne es zu wollen, ergriffen hatte.

„Hängt ihn!“ schrie jetzt der wüste Kerl, sich vom Boden aufraffend, und derselbe Ruf wurde von der größern Zahl seiner Gefährten wiederholt, als Baughan, der alte Pflanzer, mit lauter Stimme Ruhe gebot und dann zu Mandolph sagte:

„Wo ist ihr Mulatte? Lassen Sie ihn hierher kommen, damit wir ihn vernehmen können.“

„Das steht nicht in meiner Macht, denn derselbe ist gestern Morgen frühzeitig nach Frankfort geritten, hat vergangene Nacht dort geschlafen und wird erst heute Abend spät hierher zurückkommen“, antwortete Mandolph mit lauter verdammender Stimme und ließ seinen Blick drohend über die Versammlung schweifen, bis er auf Williams haften blieb.

Dieser erschrak sichtbarlich, im nächsten Augenblick aber rief er aus: „Elende Ausflüchte! Der Kerl ist in Sicherheit gebracht, aber der Herr, in dessen Auftrag er

handelte, ist noch in unserer Gewalt. Lassen Sie uns Gericht über ihn halten!"

Mandolph warf ihm statt einer Antwort einen Blick tiefster Verachtung zu und wandte sich dann wieder zu Vaughan mit den Worten:

„Wie ich Ihnen gesagt habe, der Mulatte ist augenblicklich auf der Rückreise von Frankfort hierher, und wenn Ihnen daran liegt, sich von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen, so mögen einige der Herren ihm entgegenreiten und ihn wieder nach Frankfort zurückbringen. Dort wird es ihnen ein Leichtes sein, durch viele Zeugen festzustellen, daß er daselbst übernachtet hat, und ein besserer Beweis seiner Unschuld an dem Brande in dieser Nacht ist wohl nicht denkbar, da er nicht zugleich dort und hier gewesen sein kann.“

Die strengen, zornigen Züge des alten Pflanzers nahmen bei diesen Worten Mandolph's einen andern Ausdruck an; Reue, Verlegenheit und Scham mischten sich in denselben, und indem er sich nach seinen Gefährten wandte, sagte er:

„Das ändert die Sache, meine Herren, die Anklage war falsch und wir sind zu voreilig gewesen. Wenn der Mulatte die Nacht in Frankfort zugebracht hat, so kann er unmöglich hier Feuer angelegt haben. Lassen Sie uns nach Hause reiten.“

„Herr Vaughan“, fiel ihm Randolph in das Wort, „ehe Sie mich verlassen, erlauben Sie mir noch einige Worte. Wenn der Zufall es nicht gewollt hätte, daß der Sklave die Nacht in Frankfort verbrachte, und Sie hätten ihn hier getroffen, so würden Sie ihn gehangen und wahrscheinlich auch mir ein Leids angethan haben; ich frage Sie, wie hätten Sie diesen Mord, dieses Verbrechen vor dem Geseze, vor Ihrem eigenen Gewissen, vor Gott entschuldigen wollen? Was hätte der Mann, der Sie zu solcher Gräueltthat veranlaßte, verdient, und was verdient er jetzt dafür, daß er Sie zu solcher That hat verleiten wollen?“

Eine Todtenstille trat ein, man sah nach Williams hin, und in der Mehrzahl der Blicke, die ihn trafen, lagen Vorwürfe und Anklagen.

„Der Verdacht sprach laut und deutlich gegen den Mulatten“, sagte dieser verlegen.

„Doch nicht gegen Herrn Randolph, wie Sie uns glauben machten“, antwortete ihm ein junger Farmer.

„Herr Randolph ist ein Ehrenmann“, sagte ein anderer noch lauter.

„Ein zehnmal besserer Mann als Williams“, schrie ein dritter, und „Hurrah für Randolph!“ rief die Menge, sich um ihn drängend, und mit Ausnahme Weniger reichten die Männer ihm die Hand

und baten ihn um Verzeihung für ihr unüberlegtes Handeln.

„Herr Williams“, sagte Mandolph jetzt zu diesem, „Sie sind für ihr Verfahren gegen mich dem Gesetz und nach demselben schwerer Strafe verfallen, damit Sie aber einsehen lernen, daß in der nordischen Krämerseele mehr wirklicher Adel lebt als in Ihnen, dem südlichen Ritter, so verzeihe ich Ihnen. Wollen Sie sich aber künftig gegen solchen Schaden schützen, wie Ihnen in vergangener Nacht zugefügt wurde, so behandeln Sie Ihre eigenen Sklaven menschlicher, als Sie es bisher thaten.“

Hierauf wandte er sich von ihm ab, erwiderte artig noch die Abschiedsgrüße mehrerer der Männer und ging dann mit seinem Sohne Albert an der Hand in sein Blockhaus zurück.

Während dieser Zeit hatten die Fremden sämmtlich ihre Pferde bestiegen, ritten aber nicht, wie sie gekommen waren, zusammen, sondern einzeln in kleinen Abtheilungen davon. An Williams schloß sich Niemand an als seine beiden Söhne, und keiner der Männer würdigte ihn eines Abschiedsgrüßes.

Drittes Kapitel.

Der große Verlust, den Williams erlitten hatte, zog noch schlimmere Folgen für ihn nach sich, denn kaum wurde es bekannt, daß seine bedeutenden Vorräthe von Tabak verbrannt seien, so traten seine Creditoren auf und verlangten Zahlung für ihre Guthaben. Williams suchte sie zu beschwichtigen und als hochstehender Mann durch sein vornehmes Wort zu beruhigen, er wollte sie auf die nächste Ernte vertrösten und sprach von bedeutenden Summen, die man ihm in den Seestädten schulde, die aber erst im kommenden Jahre fällig würden. Alles war aber umsonst, die Gläubiger bestanden auf baarer Zahlung oder guter Sicherheit für ihre Forderungen. Um gerichtliches Einschreiten zu vermeiden, entschloß sich Williams endlich, sein ganzes Grundeigenthum zu verpfänden, seine werthvollen Zuchtstuten, von welchen er die prächtigsten Maulthiere im Lande zog, zu verkaufen und zuletzt auch seine Sklaven als Sicherheit für seine Schulden zu verschreiben.

Der Ehrenschein, die Herrlichkeit, welche Williams bis jetzt umgaben und ihn über seine Mitbürger erhoben hatten, waren verschwunden, er war nicht mehr reicher, war nicht mehr ehrenwerther als sie, und wenn früher seine alte vornehme Abkunft ihre Achtung vor ihm noch erhöht hatte, so wurde sie jetzt das Werkzeug ihres Wizes, ihres Spottes.

Vergebens suchte Williams das Wahre seiner Lage vor seiner Gattin zu verbergen, sie sah und hörte Alles, was geschah, und als er eines Abends auffallend trübe gestimmt nach Hause gekommen war und das Abendbrod schweigend und in Gedanken versunken eingenommen hatte, trat sie liebevoll zu ihm, legte ihren Arm in den seinigen und sagte:

„Warum bist Du nicht offen gegen mich, Williams? Warum theilst Du Deine Sorgen, Dein Leid nicht mit mir, wie Du mir Deine Freude, Dein Glück sonst entgegentrugst? Wo kannst Du Deinem Herzen wohl durch Mittheilung mehr Erleichterung verschaffen, als bei Deiner treuen Lebensgefährtin? Ich weiß es ja doch, daß es schlimm mit uns steht, und dieses Wissen aus andern Quellen als von Deinen Lippen ist qualvoll und ängstigend für mich. Laß uns Gutes und Böses immer zusammen tragen!“

„Warum soll ich Dich mit unangenehmen Dingen

plagen, an denen Du doch nichts ändern kannst, und warum unnöthig Dir Sorgen aufbürden?" entgegnete Williams ablehnend.

„Die Ansicht einer Frau ist oftmals unbefangener und darum richtiger als die des Mannes selbst, jedenfalls aber erleichtert Mittheilung im Unglück das Herz, und uns beiden ist das Herz in letzter Zeit sehr schwer gewesen. Komm, Williams, sei offen und sage mir Alles, was Dich bekümmert.“

Mit diesen Worten zog die Frau ihren Gatten neben sich in das Sopha, und dieser gab ihr nun einen Umriss von der Lage, in der er sich befand. Sie hörte ihm, ohne ihn zu unterbrechen, zu, und als er endlich schwieg, sagte sie:

„So laß uns jetzt überlegen und handeln, Williams; wir dürfen nicht unthätig und muthlos abwarten, bis das Haus über uns zusammenfällt. Wir wollen uns einschränken, wollen alle unsere Kräfte in Bewegung setzen und uns wieder in die Höhe arbeiten. Denke nur, wie viele Tausende ohne alle Mittel, ohne alle Hülfe beginnen und reich werden, warum sollten wir es nicht ebenso gut dahin bringen?“

„Weil uns die Zinsenlast unserer Schulden bei aller Arbeit nicht aufkommen läßt“, entgegnete Williams finster.

„Doch, Williams, nur müssen wir unsere Ausgaben beschränken. Vor allem laß uns aber an Ashmore und Harry denken, damit wir sie auf den Weg führen, selbst in rechtschaffener Weise ihr Brod zu verdienen. Wir haben sie erzogen, als könnten wir ihnen Millionen hinterlassen, sie sind daran gewöhnt, jede ihrer Liebhaberinnen zu befriedigen, ohne dafür zu arbeiten, und was werden sie später thun, wenn sie einst ohne Mittel und ohne Kenntnisse auf sich selbst beschränkt in die Welt treten? Nichts Gutes, Williams, und wen trifft dann die Verantwortung dafür? Laß sie ein Geschäft lernen, welches es auch sei; es ist das beste Kapital, das wir ihnen mitgeben können.“

„Geschäft!“ antwortete der Mann finster; „ein Williams soll Krämer oder Handwerker werden?“

„Aber, Williams, sind nicht unsere größten Männer Kaufleute?“

„Dazu gehört Kapital, und das kann ich den Jungen nicht mitgeben. Mögen sie es dann lieber machen wie unsere Vorfahren und mit der Büchse und dem Pflug an die Frontier gehen, dort finden sie ihr Brod.“

„Bleibt ihnen denn dieser Weg nicht später immer noch frei, wenn ihnen das Glück den Rücken kehrt, und haben nicht die größten Geschäftsmänner als Lehrlinge und mit nichts angefangen? Höre mich, Williams! Du

hast so viele gute Freunde in den großen Städten, die sich eine Freude daraus machen werden, Deine Söhne in ihr Geschäft zu nehmen; versuche es und gib Deinen Kindern die Gelegenheit, selbst sich emporzuarbeiten, da wir nicht im Stande sind, ihnen eine ruhige, sorgenfreie Zukunft zu schaffen.“

Die unermüdlichen Vorstellungen der Frau siegten endlich über den Stolz und die Vorurtheile ihres Gatten und er versprach ihr, an seine Freunde in Newyork und in Neworleans zu schreiben und für Ashmore und Harry Stellen in deren Geschäften auszumachen. Er hielt auch Wort, und noch vor Eintritt des Winters reiste Ashmore, der ältere Sohn, nach Newyork, um dort in eine bedeutende überseeische Handlung einzutreten, während Williams seinen Liebling Harry selbst nach Neworleans bringen wollte, wo einer seiner alten Freunde, ein Herr Morgan, ihm zugesagt hatte, den Knaben in die Lehre zu nehmen.

Morgan's Geschäft war keins der größern in jener Stadt, es beschränkte sich auf den Handel mit dem Innern des Landes, von wo ihm die mächtige Pulsader, der Mississippi, Produkte zuführte und wohin er Waaren aller Art für die Bedürfnisse der Landbewohner sandte. Es zählte aber zu den solidesten Geschäften und Morgan genoß den Ruf eines ausgezeichneten Kauf-

manns. Außerdem war er ein Mann von anerkannt guten Grundsätzen und achtungswerthem Charakter, so daß Williams ihm seinen Lieblingssohn mit vollkommener Ruhe anvertrauen konnte.

Alle Vorbereitungen zu der Reise waren getroffen, Madame Williams hatte mit größter Sorgfalt die Ausstattung ihres liebsten Kindes beendet, und sie hatte nichts weiter mehr hinzuzufügen, als ihre dringendsten Ermahnungen zum Guten und ihren herzlichsten mütterlichen Segen.

Der Tag vor der Abreise ging zur Neige, die Abendmahlzeit war gehalten, und Williams war auf die Treppe vor dem Hause getreten, um mehreren Negern noch seine Befehle zu geben, als Madame Williams den Augenblick benutzte, ihren Arm um Harry's Schultern legte und ihn nach ihrem Gemache führte. Unter Thränen erinnerte sie ihn dort an die schweren Schicksale, die seinen Vater in letzter Zeit heimgesucht, und beschwor ihn, nun um so mehr Alles aufzubieten, um demselben Freude zu machen und im Nothfalle bald seine Stütze werden zu können. Dann ermahnte sie ihn ernst und feierlich, Gott im Herzen zu tragen und seiner bei Allem zu gedenken, was er thun, was er unternehmen würde. Endlich gab sie ihm ihren Muttersegens, schloß ihn heiß und innig an ihr Herz und beneßte unter Küffen seine Wangen mit ihren Thränen.

„Nun gehe zur Ruhe, mein Herzenssohn, damit Du morgen früh Deinem neuen Lebensziel recht frisch und stark entgegeneilst“, sagte die liebende Mutter, indem sie Harry entließ und in der Thür nochmals ihre Lippen auf seine Stirn drückte.

Harry aber ging nicht nach seinem Zimmer, sondern in den Salon, um zu sehen, ob sein Vater sich noch dort befände.

„Leg Dich schlafen, Harry“, sagte dieser, „wir müssen morgen zeitig heraus, damit wir früh nach Frankfurt kommen, wo ich noch mehrere Geschäfte abzumachen habe, ehe wir nach Louisville weiter reisen können.“

Harry wünschte ihm hierauf eine gute Nacht und begab sich auf sein Zimmer, wo er bald darauf sein Licht auslöschte. Statt aber zu Bett zu gehen, legte er sich in das Fenster und schaute nach dem dichten Laube einer Ulme, die dem Schlafgemach seiner Aeltern gegenüber stand und auf welche der Lichtschein aus dessen Fenster fiel.

Endlich verdunkelte sich der Baum. Harry ergriff seinen Hut, und lautlosen Trittes eilte er aus dem Zimmer und aus dem Hause, warf noch einen flüchtigen Blick nach dem Schlafgemach seiner Aeltern und rannte dann, wie vom Wind getragen, durch den Park und auf der Straße fort nach der Farm des Herrn Bayton, denn

dessen schönes Mulattenmädchen Molly hatte ihm versprochen, ihm halbwegs entgegenzukommen, um den letzten Abschied von ihm zu nehmen.

Der Morgen war da, doch der Tag graute noch nicht, als in den Zimmern der Dienerschaft in Williams' Hause Licht gemacht wurde und in der Küche das Kaminsfeuer unter den schwarzen Händen der Köchin aufloderte, die das Frühstück für die Herrschaft bereiten wollte.

Da kam Harry fliegenden Laufes herangeeilt und spähte schon von weitem nach dem Schlafzimmer seiner Aeltern.

„Sie schlafen noch!“ sagte er halb athemlos, eilte vorwärts und sprang wenige Augenblicke später die Treppe hinauf in den Salon. Er hatte die entgegengesetzte Thür erreicht, als dieselbe sich vor ihm öffnete und die Kammerfrau seiner Mutter mit einem Licht in der Hand vor ihm stand.

Beide fuhren erschrocken zurück und starrten einander verwundert an.

„Mein Gott, junger Herr, wo kommen Sie denn schon her?“ fragte die Negerin in höchstem Erstaunen.

„Wenn Du ein Wort sagst, so schieße ich Dich todt!“ entgegnete Harry mit unterdrückter Stimme, machte ein heftige drohende Bewegung mit der Faust nach der

Skabin hin und schoß an ihr vorüber nach seinem Zimmer. Er warf seine Kleidung von sich, sprang in das Bett und hatte nur wenige Minuten gelegen, als die Zimmerthür sich öffnete und Williams mit den Worten hereintrat:

„Halloh, Harry, schläfst Du noch? Es ist Zeit, daß wir uns rüsten!“

Dann verließ er das Gemach wieder, und Harry beeilte sich, seine Toilette zu machen und dann seinen Koffer zu packen.

Als er in den Salon trat, wo der Frühstückstisch bereits gedeckt war, kam seine Mutter auf ihn zu, strich mit der Hand über seine Locken und küßte ihn auf die Stirn, worauf sie sagte:

„Hast Du gut geschlafen, Harry, und hast Du von Deiner Mutter geträumt, die Du jetzt verlassen willst?“

„Sehr gut, liebe Mutter“, antwortete Harry, indem er dieser die Hand drückte, zugleich aber einen verstoßenen drohenden Blick auf die Kammerfrau warf, die vor dem Tische stand und nach ihm hinsah.

Madame Williams wiederholte nun nochmals die Ermahnungen, die sie Harry am Abend vorher gegeben hatte, bis ihr Gemahl in das Zimmer trat und an dem Frühstückstische Platz nahm.

Nach beendetem Mahle fuhr der Wagen vor, der

Harry davontragen sollte; noch einmal drückte die Mutter ihren Lieblingssohn an ihr Herz, der letzte Abschied ward genommen, auch die Dienerschaft sagte ihrem jungen Herrn Lebewohl, und unter tausend Segenswünschen bestieg er mit seinem Vater das leichte offene Fuhrwerk. Fort trabten damit die davorgespannten mächtigen Braunen, und solange Madame Williams ihrem theuern Kinde noch mit dem Blicke folgen konnte, wehte sie ihm mit ihrem thränenfeuchten Tuche ihre Grüße, ihren Segen nach.

Am zweiten Abend langten die Reisenden in Louisville an und bestiegen am folgenden Morgen dort ein Dampfboot, auf dem sie ohne Aufenthalt Neuorleans erreichten.

Morgan, welcher in frühern Jahren in der Nachbarschaft des Herrn Williams gewohnt hatte, freute sich sehr, ihn wiederzusehen, bewillkommnete ihn und seinen Sohn aufs herzlichste und versprach diesen wie sein eigenes Kind zu behandeln.

Schon am nächsten Tage trat Harry in das Geschäft ein und machte durch sein gewandtes, liebenswürdiges Wesen, sowie durch seine ungewöhnlich schöne Handschrift einen sehr angenehmen Eindruck auf seinen Lehrherrn.

Williams, der mehrere Tage in der Stadt ver-

weilte, fühlte sich durch das Lob, welches sein Freund Morgan über seinen Sohn aussprach, sehr geschmeichelt und bemerkte mit stolzer Zufriedenheit:

„Ja, Freund Morgan, Harry ist auch nicht von dem gewöhnlichen Schlag, er ist ein echter Williams!“

In der That hatte aber Morgan auch alle Ursache, mit seinem neuen Bögling zufrieden zu sein, denn es bedurfte nur der leisesten Anweisung, um ihn Alles nach seinem Wunsche thun zu lassen. Harry war augenscheinlich in die ihm von der Natur angewiesene Lebensbahn eingetreten, für die sie ihn mit den glänzendsten Anlagen ausgestattet hatte. Er begriff außerordentlich leicht, erkannte bald den Unterschied in der Qualität der Waaren, rechnete im Kopf mit größter Schnelligkeit, besorgte alle ihm ertheilten Aufträge immer rasch und genau, und wo bei deren Ausführung seinem eigenen Urtheile ein Spielraum gelassen wurde, entschied er stets zum größten Beifall seines Principals. Sein angenehmes Aeußeres aber und namentlich sein liebenswürdiges, freundliches Benehmen machten sich bald für das Geschäft werthvoll geltend, denn Jedermann gewann ihn lieb und wollte nur von ihm kaufen und mit ihm handeln. Morgan pflegte, wenn es einmal in dem Gewölbe an Käufern mangelte, scherzweise zu sagen: „Harry, Sie brauchen sich nur in die Thür zu stellen

und wir haben gleich so viele Kauflustige, wie wir uns wünschen können.“

Unter der Damenwelt aber insbesondere erregte der auffallend schöne junge Mensch bald sehr großes Aufsehen, denn in der Mittagszeit, um welche in der Regel das Geschäft für einige Stunden ruhte und wo das Haus schon Schatten auf das Trottoir davor warf, stellte er sich gewöhnlich vor die Thür und unterhielt sich damit, die schöne Welt an sich vorüberwandeln zu lassen. Er trug die sauberste, blendend weiße Wäsche, war immer in weißes oder doch hellfarbiges Leinenzeug gekleidet und hatte den besten Schneider in der Stadt. Weit mehr aber als seine gewählte, sorgfältig und doch dem Anschein nach nachlässig getragene Kleidung fiel sein natürlicher vornehmer Anstand auf, den er, ohne es zu wissen, in jeder seiner Bewegungen zeigte. Es war ihm so oft gesagt worden, daß er ungewöhnlich schön sei, ja, noch täglich wurde ihm dies, wenn auch nicht mehr mit Worten, bemerkbar gemacht, und der Spiegel bewies es so unbestreitbar, daß man sich nicht darüber wundern konnte, wenn Eitelkeit ein Hauptzug in seinem sich entwickelnden Charakter wurde. Seine aristokratischen weißen Hände pflegte er mit Sorgfalt, seine Hauptaufmerksamkeit aber verwandte er auf sein prächtiges Haar, welches in natürlichen vollen Locken

seinen schönen Kopf schmückte. Mit seiner Eitelkeit aber war noch kein Eigeninteresse verbunden, er wollte durch seine körperlichen Vorzüge nichts erreichen, er war nur eitel, weil es ihm Vergnügen gewährte, zu gefallen. Herrn Morgan machte es Freude, diesen netten jungen Burschen in seinem Geschäft zu haben, und anstatt dessen Eitelkeit zu steuern und ihn von den vielerlei großen und kleinen Ausgaben, wozu sie ihn verleitete, abzuhalten, bestärkte er ihn selbst darin und setzte ihm schon bald nach seinem Eintritt in das Geschäft neben dem Taschengeld, welches er ihm für seines Vaters Rechnung zahlte, selbst noch einen kleinen Gehalt aus. Eine goldene Kette an seine silberne Uhr, ein goldener Siegelring und eine solche Tuchnadel waren sehnlichst erwünschte Gegenstände, die Harry sich sogleich auf seinen Gehalt hin anschaffte und die er mit so viel anscheinender Nachlässigkeit trug, als ob sie gar keinen Werth für ihn hätten.

Durch die zunehmende Selbstständigkeit und wirkliche Gediegenheit, mit der Harry, so jung er auch noch war, seine Stelle von Tag zu Tag mehr ausfüllte, trat er auch täglich mehr aus den Kinderschuhen heraus. Seine ganze Wirksamkeit war die eines Erwachsenen. Man wandte sich an ihn wie an einen Erwachsenen, er sprach und handelte so, und seinem Gefühl nach war er auch schon erwachsen, obgleich er mit Leidwesen noch zu den Män-

uern emporblicken mußte, so hohe Absätze er auch unter seinen Schuhen trug, und obgleich er auch zu seinem großen Verdruß immer noch keine Vorboten eines Barthes an seinem Kinn entdecken konnte.

Seine geschäftliche Stellung aber beseitigte mehr oder weniger den Unterschied der Jahre zwischen ihm und denen, mit welchen er zu verkehren hatte. Infolge hiervon wurde er mit vielen Leuten näher bekannt und vertraut und erhielt vielseitig Einladungen von denselben. Bald holte man ihn am Sonntag nachmittags in einem Cabriolet ab, um eine Fahrt auf der Muschelstraße durch den Sumpfwald bei der Stadt zu machen, bald nahm man ihn abends mit in den Circus, in das Theater oder in einen Austerkeller, und Bekannte, die ihm im Alter nicht so fern standen, führten ihn sogar in die weltberühmten Quadronenbälle von Neuorleans ein. Unter den Einladungen, die Harry zu Theil wurden, kamen auch mehrere von Freunden des Herrn Morgan, die ihn in ihre Familien einführten und wo er alsdann nach Landesitte ein- für allemal für jeden Abend willkommen geheißen wurde, um unter der Veranda oder im Garten ein Plauderstündchen zu halten, eine Promenade auf dem Werste am Flusse hinauf zu machen oder aber mit den jungen Damen in die Abendkirche zu gehen.

Wo er in einer Familie erschien, wurde er gern gesehen; die jungen Schönen fühlten sich diesem bartlosen reizenden Bürschchen gegenüber weniger genirt und verlegen, sie wurden unglaublich schnell mit ihm bekannt und vertraut, zumal da Harry schon einige Vorkenntnisse im Umgange mit dem zarten Geschlecht mit nach Neuorleans gebracht hatte, und sie entschuldigten es gern mit seiner Jugend, seiner kindlichen Unschuld, wenn er sich verstohlen kleine Freiheiten erlaubte, die sie heirathsfähigen Jünglingen oder Männern nicht hätten verzeihen dürfen. Er war ja in der That nur noch ein Kind, welches darum gern küßte, weil ihn vielleicht seine Mutter oder auch seine Amme so sehr viel geküßt hatte. Wie gesagt, Harry war von den Mädchen gern gesehen, kam aus einer Familie in die andere und war bald der Liebling nicht allein der jungen Damenwelt, sondern auch von Schönen reifern Alters und reiferer Erfahrung, die sich gern von ihm in die Kirche begleiten ließen, bei sich zu Hause seine Besuche empfangen und seinem mitunter noch kindischen Benehmen durch liebevolle Winke, Belehrungen und Anweisungen mehr eine männliche Festigkeit zu geben suchten.

Während Harry in seiner vielseitigsten Ausbildung mit Riesenschritten vorwärts ging, wollte sich über dem Hause Williams kein Glückstern wieder zeigen. Freilich

brachten die lobenden Berichte über Harry freudige Augenblicke in seine Familie. Herr Williams empfing sie mit Stolz und Genugthuung und seine Gattin ließ sie unter Freudenthränen und leisen Dankgebeten zum Himmel, aber diese Freude, dieses Glück wurde immer bald wieder durch die Bedrängnisse von ihnen gescheucht, welche ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse über sie brachten.

Williams hatte seinen bedeutenden Grundbesitz mit Haus und Hof und sein ganzes Inventar mit Vieh, Pferden und Maulthieren denjenigen seiner Gläubiger verschrieben, welche in Danville und in der nahen Umgegend wohnten, seine Neger aber, noch einige sechzig an der Zahl, waren einem seiner bedeutendsten Creditoren, einem alten Freunde in Richmond in Virginien, als Sicherheit für seine Forderung verpfändet. Dieser Freund hatte Williams das bedeutende Kapital auf dessen Bitte mit Freuden vorgestreckt, ohne dafür eine Sicherheit zu fordern, weil jener ihm versprach, dasselbe sofort nach Verkauf seiner Tabake zurückzuzahlen; als diese aber verbrannt waren, hatte Williams ihm schnell seine sämtlichen Neger gerichtlich verschrieben, damit seine andern, ihm weniger befreundeten Creditoren keinen Beschlag auf dieselben legen könnten. Er hatte ihm dies sofort mitgetheilt und von ihm eine dankende Anerkennung für seine

freundschaftliche Fürsorge empfangen, sowie die Weisung, ihm das Kapital ganz nach seiner Bequemlichkeit zurückzuzahlen.

So standen Williams' Vermögensangelegenheiten im Frühjahr, als die Vorbereitungen zu einer neuen Ernte getroffen werden mußten. Er rechnete und rechnete, konnte aber kein günstiges Resultat von derselben erwarten. Die Zinsen, die er zu zahlen hatte, waren zu bedeutend, als daß er selbst bei der reichsten Ernte und den höchsten Preisen ernstlich ans Abtragen seiner Schulden hätte denken können, und sollte eine Mißernte eintreten, so würde er nicht einmal im Stande sein, die Zinsen zu bezahlen.

Mit finstern, trüben Ahnungen bewegten sich seine Gedanken in den Grenzen seines Eigenthums und schweiften oft über sie hinaus in die Ferne, um ein Stück Erde zu erspähen, wo er wieder die goldene Vergangenheit zur Gegenwart machen könnte.

Es gab ein Land, welches nach Allem, was man bis jetzt davon wußte, zu solchen hochfliegenden Hoffnungen berechtigte, welches bei halber Arbeit doppelte Ernten lieferte, welches nicht mit dem Fluch verheerender Krankheiten belastet war und welches einen schuldbeladenen Fremden als schuldfreien Bürger in sich aufnahm. Dieses Land war Texas, welches mit Coahuila einen

Staat der neuen Republik Mexico bildete, dem aber das Recht zustand, sobald seine Bevölkerung bis zu einer bestimmten Zahl herangewachsen war, sich von Coahuila zu trennen und einen Staat für sich zu bilden. Um seine Seelenzahl nun rasch zu vergrößern, hatte Texas ein Gesetz erlassen, welches jedem Fremden das Recht gab, sich dort anzubauen, und welches ihn während der ersten zehn Jahre von allen Abgaben befreite. Sein Boden war fruchtbarer als der irgend eines andern südlichen Staates Amerikas, seine Weiden fanden an Reichthum nirgends ihresgleichen, und vor allem war es das einzige wirklich gesunde Land des weiten amerikanischen Südens. Freilich bestand es noch aus einer hier und dort unterbrochenen Wildniß, nur an der Golfküste und von dort aus an den Flüssen hinauf befanden sich einzelne Ansiedlungen, und die wildesten, kriegerischsten Indianer durchschwärmten sengend und mordend diese Gegenden; was waren dem Amerikaner aber alle Beschwerden, alle Entbehrungen und alle Gefahren, wo solche Vortheile, solche Aussichten, mit wenig Mühe reich zu werden, ihm geboten wurden! Kaum war das Gesetz zur Beförderung der Einwanderung in Texas erschienen und in den Vereinigten Staaten bekannt geworden, als Tausende von Amerikanern aufbrachen und nach diesem gepriesenen Lande wanderten. Es waren aber nicht allein

die Vorzüge des Bodens und des wunderbar schönen Klimas, welche diese zahlreichen Wanderungen veranlaßten, Texas bot noch andere Vortheile, die für viele Amerikaner von noch weit größerer Wichtigkeit waren: man konnte dort weder wegen Schulden noch wegen Vergehen gegen das Gesetz verfolgt werden. Alle, welche in den Vereinigten Staaten ihren Creditoren entgehen oder der Gerechtigkeit entlaufen wollten, eilten über die Grenze nach Texas und fanden dort einen Freihafen, in dem sie ohne alle Verantwortlichkeit für ihr bisheriges Leben ein neues beginnen konnten.

Die Berichte über dies herrliche Land füllten mehr und mehr die Zeitungen in den Vereinigten Staaten, und Privatnachrichten der ersten dorthin Ausgewanderten wurden immer häufiger veröffentlicht. Alle Mittheilungen darüber lauteten überaus günstig, und während anfangs nur von dem Schicksal schwer Verfolgte oder dem Gesetze Verfallene sich zu dem Wagniß, nach Texas zu gehen, entschlossen, begannen jetzt Leute dorthin zu ziehen, die eine sorgenfreie glückliche Existenz in ihrer Heimat dafür aufgaben.

Die Wunder von Texas waren in ihren Beschreibungen auch nach dem alten Kentucky gedrungen, und Williams las mit immer größerer Spannung, mit immer regerem Interesse die Berichte darüber.

Das reichste Land konnte er dort zu einem Spottpreise bekommen, seinen Viehstand konnte er ohne alle Kosten unbegrenzt vermehren, weil die Weide jahraus jahrein frisch und grün blieb, und wenn er, statt Tabak hier, dort Baumwolle pflanzte, so steigerte sich sein Gewinn auf das Sechsfache.

Der Entschluß, dorthin auszuwandern, reifte schnell in ihm, und nur die Art und Weise, wie er es ausführen sollte, beschäftigte noch seinen Geist. Zu diesem Ende sprengte er selbst aus, er habe am Mississippi eine Plantage gekauft, wohin er bald mit Familie und Negern zu ziehen beabsichtige. Seine Gläubiger in der Nähe waren durch Pfänder für ihre Forderungen sicher gestellt, und es konnte ihnen gleichgültig sein, was er mit den Sklaven beginnen würde. Er unternahm zum Schein mehrere Reisen nach besagter Plantage und sprach dann bei seiner Rückkehr allenthalben von dem vortheilhaften Handel, den er beim Ankauf derselben gemacht habe.

Seine Gläubiger unterrichtete er selbst davon, daß er bald auf sein neues Gut übersiedeln werde und daß er seinen Rechtsanwalt bevollmächtigt habe, seine Besizung in Kentucky zu verpachten, weil er dieselbe nicht verkaufen, sondern für einen seiner Söhne behalten wolle; die Schulden, welche darauf hafteten, werde er in kurzer

Zeit abtragen. So machte er seine beabsichtigte Auswanderung bekannt, ohne daß Jemand etwas Auffälliges darin finden konnte, im Gegentheil, durch den erdichteten Ankauf der sehr werthvollen Plantage, die er mit dem vollen dazu gehörigen Inventar erstanden haben wollte, von der aber Niemand wußte, in welcher Gegend sie lag, hatte er sich wieder neuen Credit geschaffen. Einem ihm befreundeten Advocaten übertrug er seine Geschäftsangelegenheiten unter Generalvollmacht, ließ ihn aber gleichfalls im Unklaren darüber, wo seine neue Besizung liege. Er nahm Abschied von seinen Nachbarn mit der Versicherung, daß er recht oft sie besuchen und daß er in ein paar Jahren seinem Sohne Ashmore den hiesigen Familiensiz übergeben werde, ließ die Gegenstände, die er mitnehmen wollte, im Stillen nach Louisville fahren und plözlich brach er selbst mit Frau und Kindern und von sämtlichen Negern gefolgt dorthin auf, während er zugleich die Schlüssel zu seinen Häusern seinem Anwalt übersandte. In Louisville bestieg er das Dampfboot, auf dem er die Fahrt bis Neuorleans bedungen hatte, und langte nach Verlauf von einer Woche wohlbehalten in dieser Stadt an.

Das stürmische Geschäftsgewühl, welches hier während der letzten acht Monate geherrscht hatte, war verwogen; die meilenlange Reihe von Schiffen, die sich vor

der Stadt am Ufer des Mississippi hinaufgezogen hatte, war sehr gelichtet, die Werste von Gütern entblößt und die Straßen waren menschenleer; denn die heiße Jahreszeit hatte begonnen und der grimme Feind, das gelbe Fieber, wurde täglich erwartet. Die vielen tausend Kaufleute, welche das Riesengeschäft nach der halben Welt von hier aus geleitet hatten, waren wie Zugvögel nach Norden gereist; die unermesslich reichen Creolenfamilien, welche während der Wintermonate hier gegläntzt hatten, auf ihre Plantagen zurückgekehrt, und die wohlhabenden Bürgerfamilien von Neuorleans selbst hatten sich nach den schönen bewaldeten Ufern der nahen herrlichen Landseen begeben, um dem Fieber aus dem Wege zu gehen und sich von der geleisteten rastlosen Arbeit zu erholen.

Auch Herr Morgan wohnte mit seiner Familie schon seit einer Woche an dem prächtigen Ponchartrainsee und hatte Harry in der Stadt zurückgelassen, damit derselbe dort sein Eigenthum wahre und den wenigen Geschäften vorstehe, welche noch zu besorgen sein sollten.

Williams hatte seinen Sohn von seinem Vorhaben und von der ungefähren Zeit, wann er in Neuorleans einzutreffen denke, unterrichtet, und als er gelandet war und kaum seine Effecten auf das Werft geschafft hatte,

kam Harry in einem Miethwagen angefahren, um die Seinigen zu bewillkommen.

Mit Erstaunen blickten die Aeltern ihm entgegen, sie trauten ihren Augen nicht, sie konnten es nicht begreifen, daß dieser elegante junge Gentleman ihr Knabe Harry sein sollte. Harry aber schien ihre Verwunderung nicht zu bemerken, seine Eitelkeit wich dem kindlichen Gefühle der Liebe zu seinen Aeltern, er flog zuerst der Mutter in die Arme und unter Freudenthränen preßte sie ihn an ihr Herz. Dann empfing ihn sein Vater in gleich freudiger, herzlicher Weise und seine Geschwister umarmten und küßten ihn jubelnd und jauchzend.

Nach dem ersten Bewillkommen aber nahm Williams die Hand seines Sohnes und sagte, indem er dieselbe schüttelte:

„Ich freue mich, Harry, Dich so zu finden. Du hast Dich brav gehalten und bist Gentleman geworden, sowie es einem Williams zukommt. Ist Herr Morgan in der Stadt?“

„Nein, er wohnt am See; ich kann es ihm aber heute noch sagen lassen, daß Du hier bist“, erwiderte Harry in einem ernstern Geschäftston.

„So wollen wir ihn gar nichts davon wissen lassen, bis ich ihm von Texas aus schreibe; es würde nur zu vielerlei Fragen Veranlassung geben, die ich zum

unbeantwortet lassen müßte, und so ist es besser, ich reise stillschweigend durch. Wann geht ein Boot nach Galveston ab?"

„Morgen Abend oder übermorgen früh; der Kapitän sagte mir, daß er es möglich zu machen hoffe, noch morgen die See zu erreichen, damit er übermorgen bei guter Zeit in Galveston landen könne. Wir wollen hernach an Bord gehen, wo er Dir selbst das Nähere mittheilen wird.“

„Das paßt ganz vortrefflich. Nun aber zur Hauptsache, Harry. Wie ist es mit den Negern? Hast Du Vorkehrungen getroffen?"

„Woodfolk, der Sklavenhändler, erwartet sie, er hält Alles für ihren Empfang bereit und wird das Geschäft sofort mit Dir abschließen. Sie bleiben an Bord, bis ich Euch in das Hotel gebracht habe und zu ihnen zurückkehre, um sie zu Woodfolk zu bringen unter dem Vorwande, daß ich sie in ein Wirthshaus führen wolle. Sind sie einmal in den Mauern des Sklavenhändlers, so haben wir keine Schwierigkeiten mit ihnen mehr zu befürchten.“

„Wird es nicht auffallen, wenn Du so viele Neger durch die Stadt führst?" fragte Williams ängstlich.

„Auffallen — diese paar Neger? Ja, wenn es einige Tausend wären! Nun aber laßt uns nach dem

Hotel fahren“, entgegnete Harry und zeigte nach dem Wagen hin.

Madame Williams hatte mit wachsendem freudigem Erstaunen ihrem Sohne zugehört, plötzlich aber, als müsse sie dem Drange ihres Herzens Worte geben, ergriff sie seine Hand und sagte: „Aber, Harry, Du bist ja in den wenigen Monaten so ganz anders geworden, daß man Dich kaum wiedererkennt; siehst ja aus wie ein Herr und sprichst wie ein alter Geschäftsmann!“ Dabei strich sie ihm die Locken zurück, küßte ihn auf die Stirn und setzte lächelnd noch hinzu: „Bist aber doch noch mein lieber Herzensjunge, und wenn Du Dein Haar auch noch so sehr parfümirst.“

„Das gehört dazu“, fiel Williams ein; „ein junger Mann muß etwas auf sich halten, sodaß das Volk auch in seinem Aeußern gleich erkennt, daß er einem guten Geschlechte angehört. Nun laß ihn gehen, Frau, damit wir erst zur Ruhe kommen und dann die Neger in Sicherheit bringen.“

Harry sprang nun von dem Werste auf das Dampfboot, sagte dem Comptoiristen desselben, daß er wegen des Gepäcks und der Neger des Herrn Williams bald wieder zurückkehren werde, und bestieg dann mit den Seinigen den Wagen, der sie schnell in das Hotel brachte.

So wenig Williams sich auch über die ungewöhnlich schnelle geistige und körperliche Veränderung in seinem Sohne aussprach, so war er doch ebenso sehr davon überrascht wie seine Frau und sah ihm mit Verwunderung und Stolz zu, wie er Alles rasch und zweckmäßig für ihn besorgte. Seine Dienste waren ihm aber auch sehr willkommen, denn nur seiner Vorbereitung und Anordnung hatte er es zu danken, daß er sich nur so kurze Zeit in Neuorleans aufzuhalten brauchte, und es drängte ihn mit großer Unruhe, den letzten Schritt aus den Vereinigten Staaten zu thun. Nicht daß er wirklich Grund zu Befürchtungen gehabt hätte, seine Creditoren möchten seine Flucht entdecken und ihn an der letzten Grenze noch zurückhalten; das böse Gewissen aber ruft dem Schuldigen unaufhörlich Gefahren zu und läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. So war es mit Williams. Er ließ Harry alle Einrichtungen treffen, nur um sich so wenig als möglich in den Straßen zu zeigen. Einige Stunden nach seiner Ankunft in der Stadt fuhr er mit Harry zu dem Sklavenhändler, schloß den Verkauf der Neger mit ihm ab, empfing das baare Geld dafür und kehrte in das Hotel zurück. Mit Sehnsucht erwartete er nun den Augenblick, wo er sich mit den Seinigen und seiner Habe auf dem Dampfschiffe befinden und der See zusteuern würde. Seine Hoffnung wurde erfüllt,

der folgende Abend traf ihn schon an Bord; der Abschied von Harry ward genommen, und fort schnaubte der Dampfer den Riesenstrom hinab dem Golf zu.

Die Reise ging schnell und ohne Störung von statten, denn am folgenden Abend, als die Sonne in die See hinabtauchte, landete das Schiff an der texanischen Insel Galveston vor der Stadt gleichen Namens.

Mit einem „Gott Lob!“ frei aufathmend, betrat Williams die neue Heimat, die ihn, jeder Schuld ledig, begrüßte.

Die vierzig Meilen lange und einige Meilen breite Insel, welche sich vor der Mündung der Galvestonbai eine Meile vom Festlande aus den grünen klaren Wogen des schönen Golfs von Mexico erhebt, war mit Ausnahme des kleinen Städtchens Galveston noch garnicht angebaut und noch mit der reichen Grasdecke überzogen, welche ihr die Natur gegeben hatte. Das wunderbar herrliche Klima, der ewige Sommer und der unaufhörlich kühlende, erfrischende Seewind geben der Insel so viel Angenehmes, daß man ihre Mängel darüber vergißt, denn ihr Boden ist nicht reich und alles Wasser, welches aus ihrem Schooße gewonnen wird, ist mehr oder weniger salzig, sodaß Thiere und Menschen mit ihrem Durst auf das Regenwasser, welches sich in Cisternen sammelt, angewiesen sind. Dagegen ist die Weide

vortreflich und die Jagd nach Wasservögeln über alle Beschreibung reich.

Williams erkannte, daß der Insel eine reiche Zukunft blühe; das Städtchen war im Wachsen, sein Schiffswerft dehnte sich aus, die Zahl der Schiffe in seinem Hafen mehrte sich und seine Lage sicherte ihm den ersten Rang als Stapelplatz für die Produkte von Texas. Land konnte er auf der Insel für einen sehr niedrigen Preis kaufen, die Weide bot ihm Gelegenheit, ohne alle Kosten einen bedeutenden Viehstand zu halten, und da sich sehr viele entlaufene Neger in der Stadt aufhielten, so konnte er für sein baares Geld Arbeitskräfte leicht erhalten.

Bald nach seiner Ankunft hatte er sich von allen Verhältnissen unterrichtet, kaufte an der Südseite der Insel einen Strich Landes von ungefähr viertausend Morgen und richtete sich dort eine Farm ein. Sein Wohngebäude stellte er auf eine in die See hinauslaufende Anhöhe, gegen welche sich die durchsichtigen, schaumgekrönten Wogen des Meeres in ununterbrochenem Laufe brausend heranwehten und, auf dem spiegelglatten Sande des Strandes ersterbend, die herrlichsten Fische und Krebse zurückließen, welche dann durch eine der später folgenden Wellen ihrem trockenen Grabe wieder entrisßen und in ihre nasse, krystallhelle Heimat zurückgeführt wurden.

Williamspoint, wie die Landspitze genannt wurde, hatte die Natur zu einem der reizendsten Punkte auf der Insel geschaffen und die Ansiedlung krönte sie bald nach ihrer Entstehung mit dem reichen Schmucke der Cultur, mit Gärten, Feldern und Heerden.

Viertes Kapitel.

Obgleich während dieses Sommers das gelbe Fieber heftig in Neuorleans auftrat, blieb Harry Williams doch von demselben verschont. Sein leichter froher Sinn ließ ihn gar nicht an eine Gefahr denken, er wußte immer noch Vergnügen genug in der jetzt so stillen Stadt zu finden, und wenn er hinaus nach dem See fuhr, um Herrn Morgan Bericht abzustatten und den Tag mit dessen Familie zu verleben, so eilte er doch abends stets zurück, weil in irgend einer Restauration seine Freunde ihn erwarteten oder weil er einer seiner vielen Freundinnen einen Besuch zugesagt hatte. Zu Hause blieb er sicher nicht einen Abend, und in der Regel war es spät, wenn er dorthin zurückkehrte, um sich zur Ruhe zu begeben. Trotz der vielen Versuchungen jedoch, die von einem so ungebundenen Leben unzertrennlich sind, blieb Harry immer Herr seiner selbst und überdachte, so jung er auch noch war, jeden seiner Schritte.

Es mag eben das Bewußtsein seiner Jugend, seiner Un-
 erfahrenheit gegenüber dem reifern Umgange, den er
 pflegte, gewesen sein, welches ihn vorsichtig machte, wäh-
 rend zugleich ein unbewußter Drang ihn dazu trieb, die
 Menschen zu studiren und, ihre Schwächen benutzend, von
 ihnen unabhängig und ihnen überlegen zu bleiben. Un-
 ter den vielen geistigen Anlagen, welche die Natur ihm
 gegeben hatte, war eine scharfe Beobachtungsgabe beson-
 ders vorherrschend; er sah Alles, was um ihn vorging,
 jede Bewegung, jeden Blick Anderer bemerkte er und
 suchte darin deren Gedanken zu lesen, während er un-
 willkürlich zu gleicher Zeit es selbst vermied, zu verra-
 then, was er dachte, was er fühlte. Darum wurde ihm
 der Trunk sehr verhaßt; es widerte ihn an, wie ein Be-
 trunkener sich so vollkommen in die Gewalt Anderer gab,
 und so gern er sich durch ein Glas Wein erheitern ließ,
 so genoß er ihn doch nur mit der größten Vorsicht. Die
 Neigung in seinem Charakter, seine Mitmenschen zu
 überschauen, steigerte sich in gleichem Maße, wie er seiner
 geistigen Ueberlegenheit über sie sich bewußt wurde, aber
 in gleichem Maße verringerte sich auch seine Achtung
 vor ihnen. Dummheit, geistige Unbehülfslichkeit, wenn
 auch mit Gutmüthigkeit gepaart, waren ihm verächtlich,
 und nur Persönlichkeiten von scharfem, geriebenem Ver-
 stand und Wiß wählte er zu seinem Umgang. Dabei

fragte er weniger nach deren Grundsätzen, deren Moralität, wenn sie nur als Gentlemen lebten.

Der Herbst kam; mit der ersten kühlen Nacht war das gelbe Fieber verschwunden, und sofort begann Neuorleans sich aus allen Weltgegenden, namentlich aber aus dem Norden der Vereinigten Staaten her wieder mit Menschen zu füllen. Die verschlossenen Häuser, die prächtigen Läden öffneten sich, die Wohnungen bis hinauf zu den kleinsten Erkern füllten sich mit Miethern, den Fluß herab strömten die ungeheuren Massen von Landeserzeugnissen und Waaren aller Art der Stadt zu, und der Donner der Tausende von schweren Maulthierkarren, welche die Güter nach den Seeschiffen am Werfte führten, verhallte weder Tag noch Nacht. Neuorleans war wieder die Stadt des Weltgeschäfts, des Reichthums, des Glanzes, des Vergnügens, der Ueppigkeit. Ein wogender Menschenstrom füllte ihre Straßen, in prächtigen Carrossen, in strahlender Toilette durchzogen sie die blendend schönen Creolinnen, elegante Reiter tummelten ihre edlen Kofse durch sie hin und die wogenden Klänge rauschender Musik durchtönten sie von Sonnenuntergang bis zum Anbruch des Tages.

Harry Williams entfaltete seine ganze Thätigkeit; den Tag über war er die Seele von Morgan's Geschäft und abends der Lebensfunke im fröhlichen Kreise

seiner Freunde und seiner Freundinnen. Seine Bekanntschaften mehrten sich täglich, er erhielt Zutritt in den reichsten Creolenfamilien, die Männer priesen ihn als einen „smart businessman“ (scharfen Geschäftsmann) und die Frauen und Mädchen stritten sich um ihn als einen „real ladiesman“ (wahren Damenhern). Er war der erklärte Liebling der Damen, keiner der jungen Männer wußte sie so geistreich und munter zu unterhalten und ihnen so viel Schönes zu sagen, keiner hatte so viel vornehmen Anstand in seinem Benehmen und keiner kleidete sich so geschmackvoll, so fashionable als der junge Williams oder sweet Harry, wie sie ihn zu nennen pflegten.

Herr Morgan erkannte sehr wohl den Werth, welchen Harry für sein Geschäft hatte; er überließ ihm gern alle Verfügungen beim An- und Verkauf von Waaren sowohl als auch bei Geld- und Wechselgeschäften, denn er selbst hätte sein eigenes Interesse nicht besser dabei wahren können, und den vollsten Beweis von seinem unbegrenzten Vertrauen gab er ihm dadurch, daß er ihm die Procura in seinem Geschäfte übertrug. Aber auch in klingender Münze sprach er seine Anerkennung für Harry's Verdienste aus, indem er ihm einen festen Gehalt von tausend Dollars aussetzte. Zu seiner Freude sah er, daß Harry nach diesen Auszeichnungen womög-

lich noch eifriger für ihn thätig war, daß er noch früher im Geschäft erschien und abends noch länger darin arbeitete. Nicht angenehm dagegen war es ihm zu erfahren, daß derselbe Nacht für Nacht sich außer dem Hause befand und oft erst gegen Morgen zurückkehrte, namentlich aber, daß ihm unter seinem Umgang Persönlichkeiten genannt wurden, die keinen guten Namen hatten, obgleich sie als Gentlemen lebten und die bessere Gesellschaft besuchten. So widerstrebend es ihm nun auch war, in die Privatangelegenheiten seines Geschäftsführers sich zu mischen und ihm Ermahnungen zu geben, so blieb derselbe doch immer noch sein Schutzbefohlener und er hielt es für seine Schuldigkeit, ihm wenigstens seinen Rath zu ertheilen, wenn er sein Wohl gefährdet glaube. Er that. es an einem Sonntagmorgen, als Harry ganz allein in dem Comptoir saß und arbeitete. Mit freundschaftlicher und väterlicher Herzlichkeit bat er ihn, seine Gesundheit mehr zu schonen, da dieselbe durch Entziehung der nöthigen Nachtruhe unfehlbar leiden müsse, und machte ihn dann auf die gefährlichen Personen aufmerksam, mit denen er verkehre und welche wenigstens seinem guten Namen Nachtheil bringen würden, wenn sie auch auf seinen Charakter keinen bösen Einfluß ausüben könnten.

Harry schien durch die Vorstellungen Morgan's we-

der überrascht noch verlegen, im Gegentheil, er dankte ihm für den wohlgemeinten Rath und versprach, denselben für die Folge zu berücksichtigen.

„Vor allen Dingen, lieber Williams, rathe ich Ihnen“, nahm Morgan dann wieder das Wort, „meiden Sie den Umgang, ja jede Berührung mit jenem Holcroft; er ist einer der gefährlichsten Menschen in der Stadt.“

„Holcroft?“ entgegnete Harry mit verwundertem Tone. „Holcroft ist ja ein Gentleman.“

„Das heißt, sein Aeußeres ist dem eines Gentleman ähnlich, sein Charakter hat aber nichts von einem solchen. Es ist ja bekannt und er selbst macht kein Geheimniß daraus, daß er jahrelang Sklavenhändler zwischen Afrika und Brasilien war; die Welt aber sagt, daß er auf dem Meere ein noch viel schrecklicheres Handwerk getrieben habe — er soll Seeräuber gewesen sein.“

„Das glaube ich nicht, lieber Herr Morgan“, fiel Harry ein; „man darf nicht Alles für wahr annehmen, was die Welt sagt. Und wenn Holcroft mit Sklaven gehandelt hat, so lag meiner Ansicht nach kein Unrecht darin, denn wenn das Gesetz unseres Landes es billigt, Sklaven zu halten, so muß es auch erlaubt sein, damit zu handeln. Das Unrecht kann man nur in der schlechten Behandlung der Sklaven suchen, und die wird Holcroft wohl nicht nachgewiesen sein. Uebrigens ist er ein sehr

interessanter Mann, der viel gesehen, viel Unglück und Mißgeschick getragen und immer durch eigene Kraft sich über das Schicksal gestellt hat.“

„Solche Leute, lieber Williams, sind nicht immer passende Gesellschafter für ein jugendliches, leicht empfängliches Gemüth; sie werden hartherzig und verbissen gegen ihre Mitmenschen und rächen an diesen, was das Schicksal, vielleicht auch ihre eigenen Fehler an ihnen verschuldet haben. Es gehört ein ganz edler Charakter dazu, unverschuldet viel Unglück zu tragen und doch noch warme Gefühle für die Menschheit im Herzen zu bewahren. Holcroft aber ist kein solcher, das steht auf seinem Gesicht geschrieben. Hören Sie meinen Rath, Williams, und halten Sie diesen Mann fern von sich, damit das Urtheil der Welt über ihn nicht auch Sie treffe.“

Harry wiederholte sein Versprechen, die Gesellschaft des Sklavenhändlers so viel als möglich zu meiden, und gab dann schnell dem Gespräch eine andere Richtung, indem er um Bestimmung von Crediten bat, welche verschiedenen Pflanzern von Tennessee und Kentucky bei ihren beabsichtigten Einkäufen bewilligt werden sollten.

Am folgenden Morgen füllte sich das Lagerhaus des Herrn Morgan sehr früh mit alten Geschäftsfreunden und neuen Kunden, die in Verbindung mit ihm zu

treten wünschten. Harry war überall zugegen, er bewillkommnete die Leute aufs freundlichste, fragte nach ihren Bedürfnissen, führte sie in dem Lager umher, zeigte ihnen die Waaren und pries dieselben an, oder er geleitete sie in das Comptoir, um dort ihre Rechnungen nachzusehen, Zahlungen zu empfangen, Quittungen auszustellen oder Anweisungen auf die Banken zu geben. Herr Morgan dagegen saß fest an seinem Schreibtisch, mit seiner umfangreichen Correspondenz beschäftigt, und ließ sich dabei nur dann und wann durch einen alten oder werthvollen neuen Kunden unterbrechen.

Harry hatte eben ein Geschäft von bedeutendem Betrag mit einem Pflanzer aus Arkansas, einem langjährigen Geschäftsfreund Namens Stone, abgeschlossen und Zahlung dafür erhalten, als er die Quittung darüber ausstellte und sie mit Morgan's Namen unterzeichnete. Er reichte dieselbe dem Pflanzer dankend hin, und dieser wollte sie zusammenfalten, als sein Blick auf die Unterschrift fiel.

„Ha, ha, Freund Morgan“, rief er diesem lachend zu, „das überbietet doch Alles, was ich bis jetzt gesehen! Dieser liebenswürdige Herr Williams ist nicht allein eine zweite Ausgabe von Ihnen als gewandter, unvergleichlicher Geschäftsmann, seine Handschrift sogar ist ein reiner Abdruck von der Ihrigen, und hätte ich es nicht selbst

gesehen, daß er diese Quittung unterzeichnete, ich würde Haus und Hof darauf verwetten, daß es Ihre eigene Unterschrift sei, die ich ja bereits seit zwanzig Jahren kenne!"

Dabei reichte er Morgan das Papier hin und sagte:

„Verdammt, weyn Sie nicht selbst glauben müßten, Sie hätten es geschrieben.“

Morgan warf nur einen flüchtigen Blick darauf und gab dem Pflanzler das Papier mit den Worten zurück:

„Ja ja, sehr täuschend, lieber Stone. Herr Williams besitzt ein großes Schreibtalent; er copirt Ihre Unterschrift ebenso genau wie die meinige.“

„Das soll er wohl bleiben lassen, bei Gott!“ antwortete Stone; „aber sehen möchte ich's doch. Kommen Sie her, junger Freund, geben Sie mir ein Stück Papier“, fuhr er zu Harry gewandt fort, indem er mit demselben an das Pult trat.

Harry legte dem Manne lächelnd einen Briefbogen hin und reichte ihm eine Feder, indem er sagte:

„Wohlan, Herr, es kostet Ihnen aber gelegentlich eine Flasche alten Madeira.“

„Und wenn es auch zwei sind! Hier haben Sie meinen schönen Namenszug, nun machen Sie einmal Ihr Meisterstück“, sagte der Alte, indem er seinen Na-

men niederschrieb, einen wilden Zug darunter führte und dann die Feder an Harry gab.

„Einige Probeschüsse behalte ich mir vor“, bemerkte dieser lachend, nahm ein anderes Stück Papier und copirte mehrere Male vorsichtig die Schrift des Pflanzers, neigte sich jedoch so darüber, daß dieser nicht auf seine Hand sehen konnte. Nach einigen Minuten aber schon wandte Harry sich nach ihm um und sagte: „Jetzt gilt's, Herr Stone.“

„Das möchte ich sehen“, versetzte dieser, indem er seine Hände in die weiten Taschen seines Rockes schob und seinen Blick auf den Briefbogen heftete.

Harry copirte nun mit fester Hand die Unterschrift des Pflanzers dicht unter dieselbe und sagte dann, die Feder niederlegend: „Charles William Stone; hier, Herr, Sie haben den Madeira verloren.“

„Beim Himmel!“ rief dieser laut aus und ergriff das Papier, „Sie sind ein Hexenmeister. Ist Ihre Schrift doch wahrhaftig nicht von der meinigen zu unterscheiden! Sehen Sie her, Freund Morgan, ob sie sich nicht wie ein Ei dem andern gleichen; ein Glück für uns alle, daß diese Kunst eine so seltene ist!“

„Freilich wäre sie in manches andern Menschen Hand eine sehr gefährliche“, versetzte Morgan und bat den Pflanze dann, ihn zu entschuldigen, da

er noch einige Briefe vor Abgang der Post zu schreiben habe.

Die Nacht war hereingebrochen, die Geschäftslokale waren verlassen und die Vergnügungsorte belebten sich mit Gästen.

Harry Williams saß noch allein in dem Comptoir mit den schriftlichen Arbeiten beschäftigt, für welche ihm der Tag keine Muße gegönnt hatte. Von Zeit zu Zeit sah er von seinen vor ihm liegenden Büchern und Papieren auf und lauschte den Tönen der Belustigungen, die durch die Straße schallten. Bald waren es die brausenden Klänge von weit her schallender Sanitscharenmusik, bald die Melodien eines Leierkastens, bald der erschütternde Krach eines Kanonenschlags, der einem Feuerwerk voranging, welche ihn aus seinem Fleiß aufstörten. Dann sah er nach seiner goldenen Uhr, die er jetzt statt der silbernen trug, strich seine Locken zurück und arbeitete weiter. Da schlug die Glocke zehn Uhr. Harry legte seine Feder weg, schlug die Bücher zu, löschte die Lampe aus und eilte auf sein Zimmer, wo er in wenigen Minuten seine Toilette nachholte, sein Haar ordnete, einige Tropfen Weilchenwasser auf sein Taschentuch goß und dann mit dem Licht in der Hand vor den mit der obern Seite etwas nach vorn geneigten Spiegel trat, sodaß er seine ganze Gestalt darin sehen konnte. Er betrachtete sich

schnell von allen Seiten, nahm Hut und Handschuhe und sprang dann flüchtig die Treppe hinab und zur Hausthür hinaus. Den Schlüssel zu derselben hatte er bereits in der Hand, um sie zu verschließen, denn außer ihm und einem alten Neger, welcher gleichfalls einen Schlüssel besaß, wohnte Niemand in dem Hause, dessen Räume sämmtlich als Waarenlager benutzt wurden. In diesem Augenblicke kam Herr Morgan von der andern Seite der Straße und trat zu Harry an die Thür.

„Lassen Sie offen, lieber Williams, ich muß noch einmal in das Comptoir, ich habe etwas vergessen“, sagte er und fügte, Harry anschauend, noch lächelnd hinzu:

„Sie sind ja in voller Gala! Wohin gehen Sie denn, wenn ich fragen darf?“

„Bei Koisier ist Ball und ich hatte schon vor acht Tagen versprochen, zu kommen“, erwiderte Harry.

„Aber so spät, es ist ja halb elf! Warum sind Sie nicht früher gegangen?“

„Ich hatte noch zu arbeiten; bei Tage kommt man nicht dazu. Hätte ich es nicht versprochen gehabt, so wäre ich gar nicht hingegangen.“

„Nein, mein lieber Williams, das würde sehr unrecht von Ihnen gewesen sein; ein junger Mann muß es sich zur Ehre anrechnen, von Koisiers eine Einladung zu bekommen; es ist eine der ersten Creolenfamilien,

in der man nicht leicht Zutritt erhält. Nun aber eilen Sie sich, dort an der Ecke finden Sie einen Wagen. Viel Vergnügen!"

Hiermit drückte Morgan seinem Schutzbefohlenen freundlichst die Hand und dieser eilte der Straßenecke zu, wo er einen Fiaker bestieg, der ihn bald vor dem Palais des Herrn Koijier absetzte.

Die Musik ließ die ersten Töne eines Contretanzes erschallen, als Harry in den prächtigen, blendend erleuchteten Tanzsaal eintrat und stehen blieb, um auszufinden, wo die Dame vom Hause saß. Im nächsten Augenblick aber kam Herr Koijier auf ihn zu, bewillkommnete ihn mit größter Artigkeit und geleitete ihn selbst zu seiner Gattin, welche im anstößenden Gemach, von vielen Damen umgeben, in einem Diban saß.

„Sieh, Laura, da ist der schöne junge Kentuckher! Er bring Dir gewiß wieder einige Artigkeiten mit“, flüsterte eine junge Dame einer andern zu und ergriff zugleich hastig deren Hand, um ihre Aufmerksamkeit auf Williams zu lenken, als derselbe mit Herrn Koijier durch den Saal schritt.

„Wahrhaftig, so ist er doch noch gekommen! Ich glaubte schon —“ sagte die Angeredete freudig überrascht und heftete ihre glänzend schwarzen Augen auf Harry.

„Ein reizender Junge. Er sieht Dich schon, Laura. Du bist für diesen Tanz noch nicht versagt“, rief ihr leise eine andere Freundin zu, und über die Wangen des marmorbleichen Gesichts der schönen Laura flog es wie ein Anhauch von Carmin.

In diesem Augenblick ging Harry, indem er sich mit den Worten „Meine Damen“ artig grüßend verbeugte, an den jungen Mädchen vorüber, richtete aber dann noch einen zweiten, sehr freundlichen Gruß mit einer zierlichen Handbewegung an Laura insbesondere.

Raum war er vorübergeschritten, als ein junger Creole zu Laura trat und sie zu diesem Tanze aufforderte. Laura aber dankte mit dem Bemerkten, daß sie schon versagt sei.

Madame Roisier empfing Harry ebenso artig, wie ihr Gatte es gethan, und dankte ihm, daß er, wenn auch nicht früher, doch gekommen sei.

„Was hat Sie denn aber noch so spät von uns fern halten können?“ fragte sie mit einem freundlichen Vorwurf im Ton.

„Wirklich, nur die Pflicht konnte es, Madame Roisier; ich komme so eben aus dem Comptoir“, entgegnete Harry mit einer Verbeugung.

„Dies ist Thatsache“, nahm Herr Roisier wieder das Wort; „unser junger Freund ist ein fleißiger, tüch-

tiger Geschäftsmann und verdient dem Herrn Morgan viel Geld; so bedeutend ist dessen Geschäft niemals gewesen.“

„Nun aber müssen Sie nachholen, Herr Williams, was Sie beim Tanzen versäumt haben. Man tritt schon an — wenn Sie nur noch eine Dame finden!“

„Veronica wird es sehr angenehm sein, Herr Williams, Ihnen ihre Hand zu diesem Tanze geben zu können“, fiel Madame Koijer schnell ein und winkte ihre unfern stehende Tochter herbei. Harry dankte der Mutter für das Glück, welches sie ihm zugewandt, sagte dann der schönen Creolentochter, daß dieser Tanz ihn für den ganzen Verlust, den er durch sein spätes Kommen erlitten habe, entschädigen werde, und beklagte sich, während er Veronica in den Tanzsaal führte, über sein Mißgeschick, daß er sie in den letzten Abenden weder in der italienischen Oper, noch auf der Promenade hätte erspähen können.

Laura, auch eine reiche Creolin aus dem südlichen Theile von Louisiana, tanzte nicht trotz der vielen Anforderungen, welche sie erhielt. Sie hatte sich in einem Diban niedergelassen gegenüber dem Platz, wo Harry mit Veronica tanzte, hatte ihren Fächer entfaltet und spielte mittels der leichten, graziösen Bewegungen desselben mit Harry's Augen Frage- und Antwortspiel.

Den folgenden Cotillon aber tanzte sie mit ihm und Harry wiederholte jetzt mit Mund und Hand, was er vorher mit Blicken ausgesprochen hatte.

Die Stunden flogen und es war Mitternacht vorüber, als die Musik des letzten Tanzes verhallte. Die Gäste drängten sich zu der Dame vom Hause, um sich zu empfehlen; Herr Koijer entließ sie dankend an der Saalthür, und nun eilte man in das Garderobezimmer nach Mänteln, Shawls und Hüten.

Harry begleitete Laura in halblauter Unterhaltung dorthin, hing ihr die Mantille um, empfing zum Dank dafür ihren Busenstrauß, und nachdem sie einen rothen Seidenschawl über ihre schwarzen Locken gebunden, nahm sie seinen Arm und ließ sich von ihm nach dem Wagen führen, der eben vor der Marmortreppe des Palais vorgefahren war. Vater und Mutter der jungen Dame stiegen zuerst ein, dann hob Harry die Tochter in den Wagen; die Aeltern baten ihn um einen recht baldigen Besuch, den er zusagte, und im Fortfahren ermahnte ihn der Abschiedsblick Laura's, Wort zu halten.

Es war eine helle Mondscheinnacht und die Straßen waren sehr belebt. Harry schlug den nächsten Weg nach seiner Wohnung ein und schritt hastig vorwärts, als er plötzlich, um eine Ecke biegend, von der andern Seite der Straße angerufen wurde.

„Halloh, Williams! Wohin so rasch? Doch noch nicht nach Hause?“

Mit diesen Worten trat Holcroft, der frühere Sklavenhändler, auf Harry zu und reichte ihm die Hand.

Er war ein Mann von beinahe vierzig Jahren, von untersektem, muskulösem Bau und sehr breiten Schultern. Auf seinem scharfgeformten, wettergebräunten Gesicht stand ein Leben voller Gefahren, Entbehrungen und wilder, stürmischer Auftritte geschrieben, und verzweifelter, troziger Entschluß sowie unbeugsamer Wille sahen aus seinen grauen Augen hervor. Die breiten schwarzen Brauen und das tiefschwarze Haar steigerten noch das Eiserne seiner ganzen Erscheinung, welches sich in jedem Blick, jeder Bewegung kund that.

„Es ist schon spät, Holcroft, und ich muß morgen frühzeitig im Geschäft sein“, entgegnete ihm Harry auf seinen Gruß.

„Spät? Hat der neue Tag doch kaum begonnen! Wollen Sie es dem großen Haufen nachmachen und die Hälfte Ihres Lebens verschnarchen? Seien Sie Philosoph, und zwar schon jung; im Alter ist die Philosophie eine zerbrechliche, nutzlose Leiter, ein ohnmächtiger Anker, an welchen der Mensch sich klammert, der die Freuden der Jugend nicht gekostet und der aus dem schalen, werthlosen Nest seines Lebens noch Seligkeiten erringen möchte.“

Wem die Nacht nicht mehr gehört, der greife nach dem Gebetbuche! Kommen Sie mit, junger Freund, wir gehen zu Dubard in den Eiscremesalon, dort finden wir Freunde, Wein und Mädchen."

Hierbei schlang der Sklavenhändler Harry's Arm in den seinigen und zog ihn mit sich fort.

„Aber, Holcroft, ich muß wahrhaftig nach Hause gehen!" sagte Harry widerstrebend.

„Das müssen wir alle, nur jetzt noch nicht. Sind Sie denn schläfrig oder fürchten Sie es zu werden? Ich will Sie wach erhalten mit einer lustigen Episode aus meinem Leben. Lassen Sie uns eilen; Zeit verloren, Glück verloren!"

Harry beeilte jetzt gleichfalls seine Schritte und bald glühten ihnen die buntfarbigen Lampen entgegen, welche das Ziel ihrer Wanderung bezeichneten, zugleich aber durchwogten von dorthier die rauschenden Klänge voller Janitscharenmusik die Straße und verkündeten, daß der Salon noch heiter belebt sei. Derselbe erhob sich über dem langen einstöckigen Gebäude auf dessen platter, mit Steintafeln belegter Oberfläche und bestand aus einem leichten zeltförmigen Dache, welches ringsum auf zierlichen eisernen Säulen ruhte. In graziösem Gewinde schlangen sich blühende Lianen um die Pfeiler auf und nieder, und die Räume zwischen denselben waren

mit den prächtigsten Tropengewächsen ausgefüllt, sodaß dieselben dichte Laubwände bildeten. Während aus deren saftigem Grün Hunderte von bunten Lampen ihren magischen Schein durch den Salon warfen, sandten auch die Lichter eines Kronleuchters durch farbige Gläser ihre bunten Strahlen in demselben umher, sodaß die Beleuchtung eine milde, trauliche war, die mit dem Mondlicht, welches hier und dort die immergrünen Wände durchdrang, im Einklang stand.

Harry und sein Führer hatten die breite Treppe erstiegen und traten in den Salon ein, wo an vielen kleinen Tischen eine zahlreiche Gesellschaft von gepuhten Damen und Herren aus allen Ständen umher saß und dem Hochgenusse fröhnte, welchen in heißen Ländern das Eis bietet. Es waren aber auch viele unter den Gästen, die sich an Wein und Früchten labten, während noch andere den stärkern, aus Branntwein bereiteten Getränken zusprachen.

„Halloh, Holcroft, hierher!“ riefen diesem beim Eintreten mehrere junge Männer zu, welche an dem fernem Ende des Salons um einen Tisch saßen und, wie es schien, sich in sehr heiterer Laune befanden. Sie sprangen auf, machten für die Ankommenden Platz an ihrem Tische, und diese ließen sich in dem fröhlichen Kreise nieder.

„Warum so spät, Holcroft?“ fragte einer der Männer.

„Wir haben schon seit einer Stunde auf Sie gewartet.“

„Ich war in der Oper und hatte dann noch Geschäfte in unserm Club. Auf dem Wege von dort hierher traf ich zum Glück meines jungen Freundes Williams und zu meiner Freude mit ihm zusammen; er war wahrhaftig auf dem geraden Wege nach Hause, um sich schlafen zu legen und einige kostbare Stunden seines jungen Lebens unnöthig zu verträumen. Vier Stunden Schlaf ist genug, mehr ist Verschwendung und nur eine böse Gewohnheit.“

Bei diesen Worten nahm Holcroft Cigarren hervor, reichte sie Harry hin und bediente sich nach ihm selbst mit einer solchen.

„Aber was trinkt Ihr da?“ fuhr er fort, indem er die Cigarre anzündete. „Branntwein? Der paßt nur für ernste Stunden, mit der brennenden Lunte hinter dem langen Tom (Drehkanone auf Piratenschiffen) oder mit der Streitaxt, dem Messer in der Hand. Auf der heitern Seite des Lebens verdirbt er mir die Laune. Kellner, Champagner!“

Mit diesen letzten Worten wandte Holcroft sich an den schwarzen Diener, der herzugetreten war, um seine Befehle zu empfangen, und der nun seinen Auftrag schnell ausführte.

Der Pfropf flog knallend von der Flasche und der feurige Wein schoß zischend in die Gläser.

„Hier, Gentlemen“, sagte der Sklavenhändler, sein Glas erhebend und sich gegen seine Gefährten verneigend, „die Nacht mit all ihren Freuden soll leben; mag sie uns treu bleiben bis an unser seliges Ende!“

Alle leerten das Glas, nur Harry nicht, er nippte daran und stellte es dann vor sich nieder.

„Nein, Williams, auf diesen Toast müssen Sie austrinken bis auf den letzten Tropfen, er gilt Ihnen insbesondere“, sagte Holcroft zu ihm, füllte sein eigenes Glas wieder und leerte es mit einer abermaligen Verneigung gegen Harry.

„In fröhlicher Gesellschaft müssen Sie nicht so ganz nüchtern bleiben“, fuhr er in heiterem Tone fort; „der Geist des Weins ist ein Zauberer, vor dem sich unsere Plagegeister verkriechen und der uns die Welt in rosigem Lichte zeigt.“

„Nun, so mag er seine Zauberhand einmal über mich halten, für das rosige Licht aber, welches uns hier umgibt, danke ich ihm nicht, das gehört den bunten Lampen“, entgegnete Harry lachend und leerte sein Glas, welches Holcroft sogleich wieder füllte, indem er sagte:

„Er wird Sie aber die vielen schönen Augen, die

uns hier umstrahlen, noch prächtiger erblicken lassen, als sie es schon in der Wirklichkeit sind. Die schönsten Augen, Gentlemen, sie sollen leben!"

Hiermit hob er abermals sein volles Glas empor, und alle, auch Harry, tranken aus.

„Nun aber die versprochene Episode aus Ihrem Leben, Holcroft“, sagte Harry, und die Andern stimmten mit in die Aufforderung ein, daß der Sklavenhändler eine Geschichte aus seinem Seelenleben zum Besten geben möchte.

„Wenn Ihr es wollt, recht gern. So hört denn“, versetzte Holcroft, rückte etwas weiter vom Tische ab, schlug ein Bein über und begann:

„Ich hatte es mir einmal wieder recht sauer werden lassen und mich während zweier langen Jahre mit einem alten Schooner Panther, der unter meiner Führung so manche verzweifelte Probe seiner Güte und seiner Schnelligkeit bestanden hatte, auf der Küstenfahrt zwischen hier und Boston umhergetrieben. Ich wollte auf dem Wege, den die Welt als den einzig rechten vorschreibt, durch Arbeit, Sparsamkeit und Ehrlichkeit mir mein Brod verdienen und mich womöglich auch zu einem der Reichen und Großen dieser Erde erheben. Ich lebte wie ein Hund, wischte mir vor jedem Vergnügen, vor jeder Annehmlichkeit die Lippen und arbeitete mit

rastloser Thätigkeit Tag und Nacht in Sturm, Sonnen-
glut und eisigem Frost, ich fuhr mit halber Mannschaft
und war Kapitän und Steuermann zugleich. Was hat-
ten mir nach zwei Jahren alle Entbehrungen, alle saure
Arbeit, alle Ehrlichkeit geholfen? Ich war dabei im-
mer mehr zurückgekommen, ich hatte den Reichen noch
reicher gemacht und war selbst zum Bettler geworden.
Böse lange Reisen, schwere Seebeschädigungen, unglück-
liche Conjunctionen und Verluste an weniger ehrlichen
Leuten, als ich war, hatten mich in Schulden ge-
bracht und ich erfuhr im Hafen von Charleston, daß
man in Newyork auf meine Rückkehr warte, um meinen
alten Panther mit Beschlagnahme zu belegen und mich mit
dem weißen Stocke davon zu senden.

Jetzt kam ich zur Besinnung. Sollte ich noch län-
ger den ehrlichen dummen Teufel spielen, der sich zum
Vorthheil seiner klügern Mitmenschen quälte und ihnen
sein Leben opferte, oder sollte ich es machen wie sie,
denen jede Gelegenheit erwünscht war, mich zu überbor-
theilen, und sollte sie selbst zu überbortheilen suchen?
War ich nicht ebenso gut zu einem angenehmen, freuden-
reichen Dasein berechtigt und konnte ich es mir nicht
ebenso gut verschaffen, wenn ich wie sie den Raum mei-
nes Gewissens nicht mehr in solcher Dummheit be-
schränkte und wenn ich mich nur davor hütete, mit dem

Gesetz zusammenzustößen? Ich war entschlossen, das alte Blatt in meinem Lebensbuche umzuschlagen und auf einem neuen zu beginnen. In Newyork sollten sie vergebens auf mich und meinen Panther warten, und um ihre Sehnsucht nach uns beiden noch zu steigern, zog ich für zweitausend Dollars Wechsel auf sie, verkaufte dieselben in Charleston und segelte mit meiner Fracht nach Brasilien.

Die alte dumme Haut war abgestreift, ein anderer Geist, ein anderes Leben war auf dem Panther eingezo- gen. Meine Kajüte prangte in Seide und Gold, meine Vorrathskammer war reich mit Wein und Champagner versehen, und statt des einsamen, sorgenvollen Kapitäns, der früher darin darbt, schwelgte jetzt in ihr ein lebens- froher, glücklicher Mann in den Armen des reizendsten Mädchens, das jemals von den blauen Wogen des Oceans getragen wurde. Adrienne, eine französische Creolin, die ich in Charleston kennen lernte, verließ mir zu Liebe heimlich Aeltern, Freunde und Wohlleben und folgte mir auf der gefahrvollen Bahn, die ich zu betre- ten beschloffen hatte.

In Rio übernahm ich es, für halbe Rechnung mit einem dortigen Hause eine Ladung Sklaven von der Goldküste zu holen. Mein alter Panther glänzte bald wieder in vollem Waffenschmucke; außer sechs Kanonen von gutem Kaliber trug er wie früher in seiner aben-

teuerlichen Jugendzeit in der Mitte auf dem Verdeck einen Vierundzwanzigpfünder, welcher sich schneller drehte als der Wimpel, der über ihm flatterte. Die Bemannung hatte ich Mann für Mann selbst mir ausgewählt, es war keiner darunter, der vor Kugel oder Stahl geblinzelt hätte, und alle waren entschlossen, das Unternehmen im Nothfall mit Gewalt der Waffen durchzuführen. Die Fahrt nach Afrika ging schnell und glücklich von statten und eine Woche nach meiner Ankunft trug der Panther vierhundert Schwarze in seinen Eingeweiden in den Ocean hinaus. Das Glück schien uns zu begleiten; vierzehn Tage lang lagen wir steif bei dem herrlichsten Winde, ohne daß wir irgend einem Segel begegnet wären. Lust und Freude herrschten unter uns, die Ladung Menschenfleisch, welche wir führten, versorgte meine Leute nach Herzenslust mit Geliebten, und mir lachte die frohe Aussicht, mit meiner Adrienne irgendwo auf einem schönen Punkte der Erde mir eine sorgenfreie Existenz zu gründen. Da tauchte plötzlich eines Morgens ein Segel am Horizont auf, und wenn auch Furcht in unser aller Brust ein Fremdling war, so sahen wir doch mit wachsender Spannung nach dem Schiffe hin und suchten zu entdecken, welchen Charakter es trage. Lange blieben wir auch nicht darüber in Zweifel; es war ein Kriegsschiff, ein englischer Kutter. Bis jetzt war mir noch kein

Schiff begegnet, welches dem Panther an Schnelligkeit gleichgekommen wäre, und sobald ich in dem rasch herankommenden Fahrzeug den englischen Kreuzer erkannt hatte, ließ ich meinen Schooner vor den Wind legen, um dem Feind mehr Raum hinter mir zu geben. Alle Segel, die er tragen konnte, ließ ich setzen, alle Tauen straff ziehen, aber der Magen des Panthers war zu schwer gefüllt, er hatte seine Sprungkraft verloren und ich sah sehr bald ein, daß der Engländer mir in wenigen Stunden auf den Fersen sitzen würde. Ich ließ die Mannschaft zusammentreten und stellte es ihr anheim, zu entscheiden, was wir thun sollten. „Zum Kampf!“ war die einstimmige Antwort, und mit Jubel sprang Alles zu den Waffen. Im Augenblick wurde der Panther dem Kutter zugewandt, die Geschüßlücken flogen auf, der lange Tom wurde klar gemacht, und kaum gab der Engländer das Zeichen, daß er uns sprechen wolle, so sandte ich ihm vierundzwanzig Pfund Eisen als Antwort darauf zu. Jetzt aber blähte er sich auf wie ein zorniger Trut- hahn. Alles war Leben auf seinem Verdeck, und bald begrüßte er uns gleichfalls mit Eisenbällen, die aber hoch über uns hinsauften. Der Panther hatte es sich unterdessen zum Fechten leicht gemacht, alle Segel hatte er abgeworfen und nur die behalten, welche ihn in seinen Bewegungen schnell und behend machen konnten.

Ich ließ ihn geraden Wegs auf den Kutter lossteuern, um denselben zu entern, er wich aber aus und gab mir eine Ladung, die viel Unheil in meinem Segelzeug anrichtete. Wir lagen jetzt auf Büchschußweite einander gegenüber. Meine Kanonen ließen keine seiner Fragen unbeantwortet, vergebens aber suchte ich ihn mit meinem Schiffe zu erreichen, er wich mir bei jedem neuen Versuche dazu aus. Der Kampf in dieser Weise war ungleich, seine bessern Geschütze thaten mir von Minute zu Minute mehr Schaden und unser besserer Muth konnte nicht zur Geltung kommen. Drei meiner Leute waren schon getödtet und eine Kugel riß meinem ersten Steuermann neben mir das Bein weg, da sprang ich selbst an den langen Tom, zielte, gab Feuer, und der Hauptmast des Kutters stürzte über Bord. Mit donnerdem Hurrah begrüßten meine Leute den Glücksschuß und in demselben Augenblick sprang Adrienne aus der Kajüte hervor an meine Seite. Ich bat, ich flehte sie an, das Verdeck zu verlassen, umsonst, sie blieb neben mir, um die Gefahr mit mir zu theilen. Der Bierundzwanzigpfünder war wieder geladen, wieder richtete ich ihn auf den Feind, das Feuer flog aus ihm hervor, und die Kugel traf den Kutter unter dem Wasserspiegel. Hurrah! schallte es abermals von uns zu ihm hinüber, denn die Bestürzung unter

seiner Mannschaft war augenscheinlich groß und für einige Minuten schwiegen seine Kanonen. Jetzt war es Zeit zum Entern. Ich gab Befehl, den Panther durch den Wind zu bringen und ihn dem Engländer auf den Leib zu steuern. Während der Vorbereitungen dazu hatte ich den langen Tom wieder laden lassen und war im Begriff, ihn abzufeuern, als die Luken des Rutters sich abermals in Pulverdampf hüllten, eine Kugel hart an mir vorüber sauste und Adrienne, meine himmlische Adrienne von ihr durch die Brust getroffen entseelt hinter mir niedersank. Dieser Augenblick war der schrecklichste meines Lebens. Ich stand erstarrt und sah auf den furchtbar zerrissenen Leichnam des so eben noch in allem Schmuck der Jugend und der Lebenskraft blühenden Mädchens, ich war ohne Athem, es war mir, als wolle mir das Herz zerspringen, meine Kniee wankten, und ich sank, aller Kraft beraubt, in das Blut meiner Geliebten nieder. Da fuhr der Panther durch den Wind, ich hörte den Ruf, das Enterzeug bereit zu halten, und die Rache jagte mich aus meinem Schmerze auf. Mein erster Blick fiel auf die wieder geladene Drehkanone, ich zielte, feuerte, und wieder schlug die Kugel in den Rutter, aber diesmal tief unter dem Wasserspiegel. Die Segel des Panthers waren gefüllt, Woge auf Woge nieder stürmte er dem Feinde entge-

gen, mit der Art in der Faust stand ich an der Brüstung zum Sprunge bereit, um den Verlust meines Lebensglücks zu rächen. Da drehte sich plötzlich der Kutter vor uns im Kreise und im nächsten Augenblick verschlang ihn der Trichter der Wogen, der sich um ihn aufthürmte. Wir fuhren über sein Grab hin."

Hier schwieg Holcroft und sah einige Augenblicke vor sich nieder; über seine Stirn flog es zugleich wie gute und böse Gefühle, er fuhr mit der Hand darüber hin und sagte mit dumpfer Stimme und finsterem Blick:

"Adrienne ward schwer gerächt, wir retteten nicht einen einzigen Mann von der Besatzung des Kutters."

Abermals strich er sich mit der Hand über die Stirn, und als ob er jeden düstern Gedanken von ihr wegwischt hätte, sagte er mit heiterem Antlitz: "Die Todten mögen ruhen!"

Dabei ließ er wieder den Pfropf von einer Champagnerflasche springen, füllte die Gläser und rief: "Die Freuden des Lebens, Gentlemen!" Alle tranken aus und Holcroft begann von neuem:

"Wir landeten unsere Ladung in Brasilien, und ich war ein Mann von weit über hunderttausend Dollars. Den Panther verkaufte ich an das Haus, mit welchem ich das Unternehmen gemacht hatte; der Glückstern hatte aber mit mir das Schiff verlassen, denn es kehrte, nachdem

es unter einem andern Kapitän sofort wieder nach Afrika absegelt war, nimmer von dort zurück und über seinen Untergang hat man nie Kunde erhalten. Ich reiste nach Newyork, sandte dort meinen Creditoren für ihre Forderungen Anweisungen auf die Bank und wurde von ihnen mit Höflichkeiten und Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft. Der Erfolg unserer Handlung allein, nicht die Handlung selbst entscheidet, ob wir gefeiert oder verdammt werden sollen; um sie aber mit Erfolg zu krönen, darf man nicht ängstlich an Vorurtheilen, an Gebräuchen, an Formen hängen. Scharf gedacht und rasch gewagt, sei unser Wahlspruch!"

„Allerdings, der Erfolg hat auch bei Ihnen entschieden; denn hätte Sie der Engländer gefangen genommen, so wären Sie kein reicher Mann geworden und Ihre Creditoren würden Sie nicht mit solcher Auszeichnung behandelt haben; es war aber viel gewagt“, bemerkte Harry.

„Und war denn ein solcher Preis das Wagniß nicht werth?“ entgegnete Holcroft.

„Freilich war es dies; auch ich würde es gewagt haben“, versetzte Harry.

„Und solche Preise werden uns stündlich geboten, auf dem Lande sowohl als auf der See; man muß sie nur zu entdecken streben und vor den Mitteln, sie zu er-

langen, nicht zurückbeben. Warum das Pferd nicht besteigen, auf dem man das Ziel erreichen kann, und wenn es auch ein fremdes, ein ohne Erlaubniß geborgtes Roß wäre?" sagte der Sklavenhändler.

„Aber ein fremdes Roß ohne Erlaubniß davonreiten, nennt man Diebstahl und bestraft ihn in vielen Staaten unseres Landes mit dem Tode“, fiel Harry wieder ein.

„Also in der Dunkelheit reiten, damit man keine Fährte entdecken kann, junger Freund“, antwortete Holcroft. Die ganze Aufgabe ist, sich nicht erwischen zu lassen; man hat noch nie einen Dieb gehangen, ohne ihn vorher gefangen zu haben. Ist das Unternehmen mit Klugheit durchgeführt und mit klingender Münze gekrönt, so applaudirt die Welt und ehrt und beneidet den geschickten Unternehmer. Nur groß müssen die Geschäfte sein, alles Kleinliche ist gemein.“

Bei diesen letzten Worten hatte der Sklavenhändler die Gläser wieder gefüllt und ließ dabei seine Blicke über die immer noch sehr zahlreiche Gesellschaft schweifen.

„Was sehe ich?“ sagte er nach der andern Seite des Salons schauend. „Sitzt dort nicht die schöne Seline?“

„Ei freilich, und bei ihr die feurige Rosette und die lustige Miralda; drei schönere Mädchen gibt es in

ganz Louisiana nicht. Sie sehen hierher“, versetzte einer der Tischgenossen.

„Die Blicke gelten unserm jungen Freunde hier, er ist der Liebling der Damen unserer Stadt. Was meinen Sie zu dem schwarzen Lockenkopf dort, Williams?“ sagte der Sklavenhändler mit schlaudem Lächeln.

„In der That, ein wunderschönes Mädchen; wer ist sie?“ antwortete Harry begeistert und begegnete dem feurigen Blick der jungen Schönen, die jetzt ein Glas Eiscrème erhob und zwischen ihren reizenden Fingern den kleinen Löffel zu ihren Lippen führte.

„Seline ist eine meiner Freundinnen. Wenn Sie wollen, so mache ich Sie mit ihr bekannt; sie ist noch viel liebenswürdiger als schön.“

„Es ist schon spät, Holcroft“, entgegnete Harry und sah auf seine Uhr.

„Spät! Wer will wohl im Glück die Stunden zählen! Kommen Sie mit, ich stelle Sie der Dame als meinen liebsten Freund vor und Sie gehen gar nicht viel um, wenn Sie dieselbe nach Hause begleiten. Ich werde die Sorge für ihre beiden Freundinnen übernehmen, welche in der entgegengesetzten Richtung wohnen.“

Hiermit erhob sich der Sklavenhändler, sowie auch Harry; beide wünschten ihren Tischgenossen gute Nacht

und schritten dann zu den drei jungen Damen hin, welche ihnen schon von weitem ihre freundlichen, einladenden Blicke entgegen sandten.

„Meine Damen, Ihr gehorsamer Diener wünscht Ihnen guten Abend und nimmt sich zugleich die Freiheit, Ihnen seinen liebsten Freund vorzustellen“, sagte Holcroft sich verneigend und machte Harry nun mit den drei Schönen bekannt. Nach gegenseitiger Begrüßung fuhr er, zu der Dame mit dem Lockenhaar gewandt, fort:

„Sie, Fräulein Seline, müssen mir doppelt dankbar sein für die Zuführung meines liebenwürdigen jungen Freundes, denn Ihre Wohnung und die seinige liegen in derselben Richtung, und er wird sich glücklich schätzen, Ihnen sicheres Geleit nach Hause zu geben. Fräulein Rosette und Fräulein Miralda nehme ich unter meinen Schutz.“

Die jungen Damen erhoben sich schnell und dankten für die Artigkeit. Rosette und Miralda nahmen die ihnen gebotenen Arme des Sklavenhändlers, Seline schlang den ihrigen graziös in Harry's Arm und so verließen sie den Salon. In der Straße vor dem Hause blieben sie stehen, nahmen Abschied von einander, und indem Holcroft mit seinen beiden Schutzbefohlenen die Wanderung antrat, rief er im Fortgehen noch den Andern nach:

„Williams, ich mache Sie verantwortlich dafür, daß Sie Ihre schöne Gefährtin sicher zu Hause abliefern, und Ihnen, Fräulein Seline, binde ich meinen jungen Freund auf die Seele! Angenehme Ruhe!“

Fünftes Kapitel.

Die alte Heimat der Williams hatte sich, seit diese ihr den Rücken gekehrt, sehr verändert. Es war bald nach Williams' Flucht bekannt geworden, daß er sich nicht am Mississippi niedergelassen, sondern daß er seine Sklaven in Neuorleans verkauft und in Galveston sich angesiedelt habe. Seine Creditoren hatten darauf die ihnen zurückgelassenen Pfänder öffentlich verkauft und sich in den Erlös getheilt. In dem Wohnhaus war eine Spinnerei und Weberei von grobem Zeug angelegt, welches zum Verpacken der Baumwolle verwandt wird, und die Felder und Wiesen waren stückweise in den Besitz der angrenzenden Farmer übergegangen. Sowie aber Williams' Plantage als solche verschwunden war, so hatte sich auch das Andenken an ihn und seine Familie selbst verloren, denn nur das wirklich Gute und Edle lebt fort, das Gewöhnliche, das Gemeine wird vergessen, und wenn es noch so sehr mit falschem Golde gegläntzt hat.

In Randolph's Leben und Verhältnissen aber hatte sich nichts verändert; in stillem Frieden und unter fleißiger, unverdrossener Arbeit zogen die Tage immer noch gleichmäßig an ihnen vorüber, und in traulichem, liebevollem Zusammensein verbrachten sie die Abende am flackernden Kaminfeuer. Es nahte sich ihnen aber jetzt ein Ereigniß, welches für die ganze Familie von gleich großer Bedeutung war, welches sie alle freudig willkommen hießen und dessen Eintreten sie doch sämmtlich mit Traurigkeit erfüllte; es war die bevorstehende Trennung von Albert, dem einzigen, jetzt beinahe siebzehn Jahre alten Sohne.

Albert hatte von Jugend auf ungewöhnliche geistige Anlagen gezeigt und sich immer vorzugsweise gern mit diesen entsprechenden Arbeiten und Unterhaltungen beschäftigt. Er hatte die nahe Landschule mit großem Eifer besucht, und dem Lehrer, der dieselbe hielt, hatte es Freude gemacht, sich dieses lernbegierigen Knaben besonders anzunehmen. Derselbe war in dem Hause Randolph's sehr befreundet, genoß dort viel Liebe und auch Unterstützung, und es waren seine Bemühungen für Albert nicht allein in seinem Interesse, sondern auch in seiner Dankbarkeit begründet. Es hatte sich im letzten Jahre zwischen ihm und seinem Schüler mehr ein Freundschaftsverhältniß gebildet, sie waren auch außer der

Schulzeit viel zusammen, und dabei bot der freundliche Lehrer immer Alles auf, um seine Kenntnisse auf Albert zu übertragen. Wiederholt hatte er mit dessen Vater über ihn geredet und ihm vorgestellt, daß es schade sein würde, so schöne Anlagen nicht weiter auszubilden, als er selbst es im Stande sei zu thun, und hatte ihm dringend angerathen, seinen Sohn auf eine hohe Schule zu senden und ihn studiren zu lassen. Obgleich es nun immer der sehr natürliche Wunsch Mandolph's gewesen war, Albert einst das Werk, welches er selbst mit so vielem Fleiß begründet hatte, weiter fortführen zu sehen, so kam er doch nach und nach zu der Ueberzeugung, daß derselbe von der Natur für ein anderes Lebensziel bestimmt sei, und immer häufiger malte er sich in Gedanken dessen Zukunft aus und sah ihn darin als großen Staatsmann, ja mitunter sogar als Präsidenten seines Vaterlandes vor sich. Stand es ja Albert auch frei, zu jeder Zeit und in jeder Stellung wieder zur heimatlichen Scholle zurückzukehren, sobald ihm das Leben in der großen Welt nicht mehr zusa-
gen sollte.

Es war nun nach reiflicher Ueberlegung und Berathung beschlossen worden, Albert nach Philadelphia zu senden und ihn dort zum Rechtsgelehrten heranzubilden zu lassen.

Der Abend vor Albert's Abreise war gekommen und die Familie Randolph saß im Halbkreise vor dem Kaminfeuer versammelt, um noch ein letztes liebevolles Zusammensein zu feiern, ehe der Liebling sie auf unbestimmte Zeit verließ.

Madame Randolph saß neben ihm und hielt seine Hand in der ihrigen.

„Wenn doch ein Bekannter desselben Weges reiste!“ sagte sie mit wehmüthigem Tone; „so ganz allein und auf einer so langen Reise!“

„Ei, Frau, ich glaube, Du möchtest ihm einen Hofmeister mitgeben“, entgegnete Randolph lachend. „Albert ist eher dazu geeignet, Schutz zu geben, als solchen zu suchen. Nein, nein, reise Du mit Gott, mehr Schutz und Hülfe bedarfst Du nicht. Fordere überhaupt niemals eines Menschen Hülfe, wenn Dich nicht die allerdringendste Nothwendigkeit dazu treibt, verlasse Dich aber niemals so weit auf sie, daß Du darüber versäumst, Dir selbst zu helfen. Sei vorsichtig mit Deinen Bekanntschaften, es gibt leider viele Schurken, die die Maske der Freundschaft tragen, um Andere für ihre Zwecke, für ihre Interessen zu benutzen. Ich sage Dir, Albert, sei vorsichtig, aber wenn Du auch einmal durch einen solchen Schurken betrogen wirst, so halte darum nicht Jedermann für ebenso schlecht; lasse Dich lieber

tausendmal betrügen, ehe Du Dich durch solchen Glauben von der ganzen Menschheit abwenden läßt. Ich für meine Person habe hierin die bittersten Erfahrungen gemacht, und doch möchte ich nicht mehr leben, wenn ich daran zweifeln sollte, daß es noch gute, rechtschaffene Menschen gäbe. Bleibe Du es wenigstens immer, und wo Du Gutes thun kannst, thue es gleich, ohne zu überlegen, ob Du auch Dank dafür ernten wirst. Den besten Dank gewährt Dir die That selbst. Sei fleißig und sparsam, doch hast Du einmal mehr Geld ausgegeben, als Du verantworten kannst, so wende Dich dieserhalb niemals an einen Dritten, sondern immer geraden Wegs an mich.“

„Schone Deine Gesundheit, mein Albert“, fiel seine Mutter ein; „bleibe aus den Trinkhäusern und entziehe Dir den nöthigen Schlaf nicht, auch nicht durch vieles Arbeiten. Hörst Du!“

„Und schreibe mir recht oft, Albert“, sagte seine Schwester Martha mit bittendem Lächeln und suchte die Thränen zurückzuhalten, die ihre Augen füllten.

„Ja, schreibe regelmäßig, wenn auch nicht so oft, damit wir wissen, daß es Dir gut geht; in der Zwischenzeit denken wir: Keine Nachricht, gute Nachricht“, nahm Randolph abermals das Wort und gab Albert noch viele väterliche Rathschläge und weise Lebensregeln, wobei

seine Frau ihn oft unterbrach und ihre mütterlichen Ermahnungen einschaltete.

Dabei fing der Wasserkessel vor dem Feuer zu singen an, und als der heiße Strahl aus ihm hervorsprühte, holte Madame Randolph ein Tischchen herbei, stellte Gläser, Zucker und eine Flasche mit altem Whisky darauf und braute einen Abschiedspunsch. Die ernste, wehmüthige Stimmung machte bald einer heitern, frohen Laune Platz, es wurde gescherzt und gelacht, es wurden Nüsse geknackt und selbstgebackene kleine Honigkuchen dazu gegessen und auf eine glückliche schnelle Reise, auf baldiges frohes Wiedersehen und auf aller Gesundheit getrunken. Auch die Sklaven sollten bei der Abschiedsscene nicht vergessen sein, denn Madame Randolph sandte ihnen einen Topf voll Punsch in ihre Hütten, worauf sie dort bald unter jubelnden Hurrahs ihre Herrschaft hoch leben ließen.

Es war elf Uhr geworden, eine Stunde später, als an gewöhnlichen Abenden die Familie Randolph sich zur Ruhe begab, und am folgenden Morgen war schon eine Stunde vor der gewohnten Zeit wieder Alles in Bewegung. Madame Randolph bereitete das Frühstück, Martha war mit der Laterne in den Stall zu den Kühen gegangen, um frische Milch zu holen, Randolph befand sich bei den Pferden und beim Wagen, um nach-

zusehen, ob Alles in Ordnung wäre, und Albert war in seinem Zimmer damit beschäftigt, seinen Koffer fertig zu packen und ihn mit Hülfe eines Negerknabens auf den Wagen zu schaffen.

Bald waren alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen und zum letzten Male sollte kein Glied der Familie an dem Frühstückstisch fehlen. Die heitere Laune aber vom vergangenen Abende hatte sich nicht wieder eingefunden, allen waren Herz und Lippen schwer und das Weinen näher wie das Lachen. Alle zögerten, den Tisch zu verlassen, und hielten dadurch den Augenblick des Scheidens noch zurück, bis endlich Mandolph aufstand und sagte:

„Nun, in Gottes Namen, laßt uns aufbrechen, wir haben bei diesen kurzen Tagen eine lange Reise vor uns.“

Unter Thränen wurde Abschied von Albert genommen und unter heißen Wünschen der Zurückbleibenden bestieg er den Wagen mit seinem Vatter, der ihn bis Louisville begleitete, von wo er dann auf einem Dampfboot seine Reise allein fortsetzte. Ohne besondern Aufenthalt erreichte Albert Philadelphia, das Ziel seiner Fahrt, und begab sich dort in ein Hotel. Sein bisheriger Lehrer hatte ihm einen Brief an einen Professor der dortigen Universität, einen Deutschen, mitgegeben, dem er frühzeitig am nächsten Morgen einen Besuch ab-

stattete und der ihn infolge der Empfehlung recht freundlich empfing. Er versprach ihm seinen Beistand, gab ihm die Wege an, wie er seine Vorstudien zu machen habe, und übernahm es, für ihn eine Privatwohnung zu besorgen, wo er ungestört und billig leben könne. Schon am zweiten Tage bezog Albert durch Vermittelung des Professors ein Logis bei einem Deutschen, einem Fortepianomacher Namens Keller, wo er zugleich die Kost erhielt.

Keller war erst seit einigen Jahren von Deutschland nach Philadelphia übergesiedelt und hatte hier mit sehr geringen Mitteln, aber mit desto größerem Fleiß sein Geschäft begonnen. Die Instrumente, welche er verfertigte, fanden wegen ihrer Vortrefflichkeit außerordentlichen Beifall, und weil er sie noch obendrein zu ungleich billigeren Preisen lieferte als die Amerikaner die von ihnen gebauten, so wollte Jedermann Keller's Pianos haben, und er war gar nicht im Stande, nur entfernt den Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, zu genügen. Bei seiner rastlosen Thätigkeit und strengen Rechtlichkeit wurde es ihm aber bald möglich, die nöthigen Mittel zur Erweiterung seines Geschäfts zu erhalten; er miethete ein größeres Lokal, nahm mehr Arbeiter an und legte sich einen bedeutendern Holzvorrath zu. Seit, als Albert Randolph zu Keller zog, besaß dieser bereits ein eigenes

kleines Wohnhaus und dahinter ein Fabriklokal, in welchem fortwährend einige sechzig Arbeiter beschäftigt waren. Die bei weitem größere Zahl derselben bestand aus Deutschen, welche Keller schon als Landsleute bevorzugte, die er aber auch darum besonders wählte, weil er sich auf ihre Arbeit verlassen konnte und weil sie bei gleich tüchtiger Leistung mit einem geringern Lohn zufrieden waren als die Amerikaner. Der amerikanische Handwerker war gewohnt, sechs, höchstens sieben Stunden täglich zu arbeiten und dabei einen Verdienst von zwei bis drei Dollars zu erzielen, während dem deutschen und auch dem irischen die Hälfte dieses Lohns genügte und beide Geld dabei zurücklegten. Der Amerikaner dagegen lebte mit seinem höhern Lohn von der Hand in den Mund, er behielt am Ende der Woche nicht allein nichts übrig, sondern er machte gewöhnlich noch Schulden dazu. Die Folge hiervon war, daß man die deutschen und irischen Arbeiter in allen Handwerken immer mehr suchte, und daß es den Amerikanern von Jahr zu Jahr schwerer wurde, die gewohnten hohen Lohnsätze aufrecht zu erhalten. In letzter Zeit namentlich hatten sie häufige Zusammenkünfte unter einander gehabt und darin Beschlüsse gefaßt, um durch Nichtarbeiten die Meister und Geschäftsherren zur Bewilligung des alten hohen Lohns zu zwingen. Diese Demonstrationen waren aber nur

für die wirklich geschicktesten Arbeiter von Nutzen, die andern wurden durch die Deutschen und Irländer ersetzt. Dies in jeder Weise erfolgreiche Eindringen in die Geschäfte aller Art war die erste Veranlassung nicht allein in Philadelphia, sondern in den ganzen Vereinigten Staaten zu dem Haß gegen die Fremden, der sich später, als dieselben bei ihrem geringern Lohne wohlhabend, reich und mächtig wurden, zu einem so hohen Grade steigerte.

Albert fühlte sich bald in seinen neuen Verhältnissen heimisch und glücklich. Das Feld, welches sich hier seinem genialen, strebsamen Geiste geöffnet hatte, bot seiner Vernbegier die reichste Nahrung, und die Herzlichkeit, mit welcher Keller und dessen Frau ihn behandelten, that seinem Gemüth wohl und gab ihm das Gefühl, als ob er zu deren Familie gehöre.

Keller war ein kräftiger Dreißiger von gutmüthigem, einfachem Wesen, der keine andere Freude, kein anderes Vergnügen beanspruchte als das, welches er im Kreise seiner Familie genoß, die nur erst aus seiner jungen Frau und einem einjährigen Töchterchen bestand. Seine Frau, welche mehrere Jahre in einer vornehmen Familie Englands als Erzieherin gelebt hatte, war eine ausgezeichnete Klavierspielerin, und dieser ihrer Kunst hatte sie die erste Zuneigung Keller's zu verdanken ge-

habt. Er war leidenschaftlicher Musikliebhaber, interessirte sich aber für Künste überhaupt und hatte, wenn er auch kein Gelehrter war, doch recht hübsche Kenntnisse, die er sich durch Lesen angeeignet hatte. Er liebte die Poesie, besaß die Werke der besten deutschen Dichter und hatte sich nun auch einen Shakspeare, Byron, Moore und andere Classiker angeschafft.

Albert war ihm in den Abendstunden ein sehr willkommener Zuwachs in seinem häuslichen Kreise, zumal da derselbe sehr für Musik und Poesie schwärmte, und so kam es, daß sie oft die Abende zusammen verbrachten und diesen ihren Neigungen widmeten.

Das hohe seltene Talent für Dichtkunst, womit Albert begabt war, hatte sein erster Lehrer schon erkannt, er hatte aber weder die Fähigkeit, noch die Mittel besessen, dasselbe auszubilden, denn seine Bibliothek war auf die nothwendigsten Schulbücher beschränkt gewesen. Seht aber, wo Albert alle Schätze der Literatur zu Gebote standen, loderte der geniale Funke in ihm zur Flamme auf und brach sich in poetischen Versuchen verschiedenster Art stürmisch Bahn.

Keller, welchem Albert diese Erstlingsdichtungen mittheilte, war ebenso wie seine Frau höchst überrascht und entzückt davon und bestand darauf, daß sie in einer der vornehmsten Zeitungen veröffentlicht werden sollten.

Er selbst ließ sie einrücken und der Erfolg war ein glänzender. Sie bestanden in Volksliedern, in Schlachtgesängen aus dem Freiheitskriege und in Romanzen aus dem Indianerleben, und kaum waren sie erschienen, als von allen Seiten Erkundigungen nach dem Namen des Autors einliefen, denn Keller hatte nach Albert's Wunsch ihn nicht genannt. Die Gedichte gingen mit Sturmeseile von Blatt zu Blatt durch die ganzen Vereinigten Staaten und allenthalben wurden sie mit demselben Enthusiasmus begrüßt.

Dessenungeachtet trat Albert noch nicht mit seinem Familiennamen vor die Öffentlichkeit, er unterzeichnete sich bei seinen weitern Arbeiten mit seinem Taufnamen und blieb während einer Reihe von Jahren als „Albert“ der gefeierte Dichter Amerikas. Durch die ersten empfangenen Lorbeeren angefeuert, betheiligte er sich nun mit gleich günstigem Erfolg auch als Mitarbeiter an verschiedenen Zeitungen und Journalen und wurde für seine geistreichen Beiträge hoch honorirt. Dabei vernachlässigte er aber keineswegs seine juristischen Studien, er betrachtete die literarischen Arbeiten nur als Erholung in seinen Mußestunden, vermehrte diese nur dadurch, daß er die Zeit seines Schlags verkürzte, und schon nach Ablauf des ersten Jahres wurde ihm bei einer öffentlichen Prüfung von den Professoren der Preis mit dem größten Lobe zuerkannt.

In Philadelphia selbst war es sehr bald bekannt geworden, daß er der geniale Dichter und Schriftsteller Albert sei, man nannte ihn nur mit diesem Namen und begegnete ihm allenthalben mit Hochachtung und Auszeichnung.

Auch sein Körper hatte sich auf das vortheilhafteste entwickelt; er war ein schlanker kräftiger Süngling mit fein geringeltem, glänzend schwarzem Haar und tief dunkeln, seelenvollen Augen, auf denen sich jeder seiner Gedanken, jedes seiner Gefühle spiegelte. Dabei war er freundlich und höflich gegen Jedermann und doch zurückhaltend und vornehm in seinem Wesen, der Stolz aber, der darin lag, war nicht Eitelkeit, noch Hochmuth über seine errungenen Lorbeeren, es war der Ausdruck des wirklichen Seelenadels, den ihm die Natur gegeben hatte.

So hoch Albert's geistige Ausbildung ihn nun auch über seinen freundlichen Hauswirth erhob, blieb er doch in seinem Benehmen gegen denselben und gegen dessen Frau vollständig unverändert, ja er suchte das Gefühl seiner Ueberlegenheit durch noch mehr Herzlichkeit und Freundschaft zu verdrängen. Immer noch blieb er nach dem Abendessen, wenn auch nicht mehr so lange, bei ihnen in dem nett ausgestatteten Parlour sitzen, ergöhte sich an dem gefühlvollen Pianospiele der Frau

und unterhielt sich mit Keller in der Weise, wie er wußte, daß es demselben Freude machte.

So verstrich auch das zweite Jahr. Albert hatte den Schatz seines Wissens noch sehr bereichert, sowie seinen Namen als Dichter noch höher gestellt, und sein Hauswirth hatte seinem Geschäft abermals mehr Ausdehnung gegeben und seinen Verdienst in gleichem Maße gesteigert. Die friedliche Ruhe aber, welche bis jetzt in dem Hause Keller's geherrscht hatte, sollte nicht länger ungestört bleiben, die harte, unbarmherzige Hand des Schicksals griff nach dem stillen Glück der Familie.

An einem Sonnabend zahlte Keller seinen Arbeitern das Geld aus, welches sie während der Woche bei ihm verdient hatten, als die drei Amerikaner, die einzigen, welche noch bei ihm in Arbeit standen, ihm erklärten, daß er ihnen von nun an einen höhern Lohn zu bewilligen habe. Keller entgegnete ihnen darauf, daß er ihrer Forderung nicht willfahren werde, da er Arbeiter genug zu dem bisherigen Preise haben könne, und daß es bei ihnen stehe, seinen Dienst zu verlassen und anderstwo in Arbeit zu gehen.

Die Amerikaner wurden grob, schimpften ihn einen der verdammten Deutschen, die herübergekommen wären, um ihnen das Brod zu nehmen, schwuren, daß die Fremden sämmtlich zur Stadt hinausgejagt werden soll-

ten, und als Keller ihnen die Thür wies und mehrere seiner deutschen Arbeiter herzutraten, um ihrem Brodherrn beizustehen, ergriff einer der Amerikaner eine Axt und zerschlug damit ein kürzlich fertiggestelltes prächtiges Piano, daß die Splitter in dem Saal umherflogen. Jetzt saßen die Deutschen zu und warfen unter kräftigen Faustschlägen die drei Amerikaner zur Thür hinaus.

Der Austritt, der sich bei Keller ereignete, war aber heute nicht der einzige dieser Art; in der ganzen Stadt, in fast allen Werkstätten geschah an diesem Abend seitens der Amerikaner ein Gleiches, und bald rotteten sich die Uebelthäter zu Tausenden zusammen und durchzogen die Straßen von Philadelphia mit den Rufen: „Tod den Ausländern!“ und: „Hurrah für die Eingeborenen!“

Der Haß gegen die Ausländer, namentlich gegen die Deutschen, lebte aber nicht nur unter der niedern Klasse, er hatte sich auch der bessern Stände der Amerikaner bemächtigt, die mit Neid und Mißgunst auf die vielen reichen Fremden blickten, welche die größten Geschäfte besaßen, als Kapitalisten von ihren Zinsen lebten oder die ersten Aemter und Würden der Stadt bekleideten. Ihren Ohren waren die wilden Sturmesrufe, die durch die Straßen schallten, keine unangenehme Musik, und wenn sie auch selbst in keiner Weise sich an dem

Tumult betheiligten, so lag es ihnen doch auch sehr fern, nur das Mindeste dagegen zu thun. Sie legten sich in die Fenster, stellten sich vor die Thüren, um den Spaß, wie sie es nannten, mit anzusehen, oder sie zogen hinter den Aufrührern her und vergrößerten dadurch den Auslauf von Minute zu Minute. Die Tumultuanten wurden durch die ungeheuern Zuschauermassen nur noch in ihrer tollern Wuth angefeuert, die Bertwünschungen, die Drohungen gegen die Fremden wurden immer heftiger, und bald begannen Steine aus dem wilden Haufen zu fliegen und die Fenster in Häusern von Ausländern zu zertrümmern. Die Nacht brach herein und die ganze Stadt war in Aufruhr. Alle Fremden hatten sich in ihre Wohnungen zurückgezogen, und auch die Amerikaner, welche etwas zu verlieren hatten, begaben sich nach Hause, schlossen Thüren und Läden und sängen an, über das Umsichgreifen des Aufstandes besorgt zu werden.

Bis jetzt war es außer dem Steinwerfen noch zu keinen Thätlichkeiten gekommen, die Zahl der Tumultuanten aber hatte sich schon bis auf zehntausend vermehrt, ihre Bewegungen wurden immer zügelloser, immer drohender, und von Augenblick zu Augenblick sah man einem Ausbruch von Gewaltthaten entgegen. Vergebens hatte es die Polizei versucht, einzuschreiten und die Ruhe her-

zustellen, man hatte sie verhöhnt und schließlich mißhandelt in ihre Quartiere zurückgejagt. Die tobenden Massen waren jetzt zu einer solchen Lawine angewachsen, daß sie sich nicht mehr zusammen fortbewegen konnten; sie brachen in viele Haufen auseinander und stürmten nun nach allen Richtungen durch die Stadt. In den abgelegenen Theil derselben, wo die größte Zahl von Deutschen wohnte, war der Strom der wilden Horde noch nicht vorgebrungen und der kleine, von hohen Gebäuden umgebene Platz vor Keller's Haus noch menschenleer geblieben. Rund um denselben aus allen Fenstern und Häusern bis in die Giebel hinauf schauten deren Bewohner und die große Zahl derer, die sich hineingeslüchtet hatten, hervor und lauschten der furchtbaren Stimme des Aufruhrs, die wie ferner Donner zu ihnen herüber tönte. Auch die Fenster in Keller's Haus waren zahlreich besetzt, denn es hatten sich einige zwanzig deutsche Arbeiter hier eingefunden, um ihren Brodherren zu schützen und Gewalt der Gewalt entgegenzustellen.

„Gott bewahre uns davor, daß sie hierher kommen!“ sagte Madame Keller mit zitternder Stimme zu ihrem Manne, der mit verschränkten Armen neben ihr an dem Fenster stand, und dabei preßte sie ihr Kind fester gegen ihr Herz und schaute ängstlich in die Straße hinaus, von woher das dumpfe Getöse hörbar ward.

„Sie werden sich nicht in diese Gegenden wagen, es wohnen ja hier beinahe nur Deutsche“, entgegnete Keller, nicht ohne durch seinen Ton seine eigene Besorgniß zu verrathen.

„Wenn nur Herr Randolph hier wäre, er steht in hohem Ansehen bei den Amerikanern und hat viel Einfluß. Daß er auch gerade heute in das Land fahren mußte!“ fuhr die Frau ungeduldig fort und blickte wieder rechts und links an den Häusern hin.

„Er wollte um zehn Uhr wieder hier sein, und es ist schon dreiviertel; er wird hoffentlich gleich kommen“, versetzte Keller. Da schallte plötzlich der näherkommende Tumult in wildem, verworrenem Geschrei von dem Ende der Straße her, und zugleich schoß das Licht von vielen Fackeln auf Keller's Haus.

„Gott stehe uns bei, da sind sie“, schrie die Frau und sprang mit ihrem Kinde vom Fenster fort nach der Thür.

„Wohin willst Du, Frau?“ rief Keller ihr zu und hielt sie beim Arm zurück.

„Fort, fort, ehe sie kommen!“ entgegnete sie bebend und suchte die Thür zu erreichen.

„Aber wohin denn, liebe Frau? Du bist ja nirgends sicherer als hier; ich habe ja einige zwanzig Mann im Hause“, fuhr Keller fort und suchte sie zu beruhigen, während die Sturmruße draußen von Augenblick zu

Augenblick gräßlicher tönten und das Fackellicht das Zimmer blendend erleuchtete.

Mit einem Geheul, als ob die Schaaren der Unterwelt losgelassen wären, drängte sich jetzt der tolle Haufen der Tumultuanten auf den Platz und erfüllte die Luft mit den wildesten Flüchen, Schwüren und Hurrahs. Dabei hoben sie drohend ihre Fäuste gegen die umstehenden Häuser empor und Aexte, Hämmer, Eisenstangen und Messer blizten in dem Lichte der Fackeln. Für den Augenblick schienen die Aufrührer noch kein Ziel für ihre Wuth gewählt zu haben, da schrie eine Stimme den Namen Keller, und „Keller!“ dröhnte es aus tausend Kehlen.

Als ob sie jetzt den rechten Weg gefunden hätten, wandten sie sich wie ein wogender Strom gegen das Haus des Pianomachers und im nächsten Augenblick krachten Art- und Hammerhiebe gegen Thür und Fensterladen.

„Halt, im Namen des sternbedeckten Banners Amerikas! Halt, sage ich“, übertönte plötzlich eine Stimme den Tumult und mit den Worten: „Seid Ihr Amerikaner, seid Ihr Söhne der Väter, die Freiheit und Recht mit ihrem Blut erkaufen?“ drängte sich Albert Randolph mit Gewalt durch die Menge und erreichte die Thür des Hauses in dem Augenblick, als dieselbe unter den Aexten zersplitterte.

„Zurück hier vor einem freien Sohne Amerikas!“

schrie er jetzt gegen die rasende Menge, indem er in den Eingang trat und im Scheine des Fackellichts sich hoch und gebietend aufrichtete.

„Ja, ich bin es, Euer Dichter Albert ist es, der Euren Ruhm besungen, der aber Eure Schande nicht sehen will. Fort, seid Amerikaner, seid würdige Kinder der höchststehenden, der edelsten Nation auf Erden, und tretet die Gesetze, die Ihr selbst gegeben, nicht mit Füßen!“

So rief er abermals, und die vordersten der Auf-rührer wichen wie vor einer höhern Macht zurück, hinter ihnen aber schrieen mehrere wuthentbrannte Stimmen:

„Was will der Grünschnabel? Nieder mit dem Jungen, wir brauchen keinen Lehrmeister“, und in demselben Augenblick kam ein schwerer Stoß geslogen und traf Albert mit solcher Gewalt auf die Brust, daß er athemlos zurücktaumelte und in der Hausflur von den dort versammelten kampfbereiten Deutschen aufgefangen wurde.

Das Zeichen zum Angriff war hiermit gegeben und mit einem donnernden Hurrah strömten die Amerikaner in den offenen Eingang. Dort aber fielen so gewaltige Hiebe auf sie nieder, daß sie mit blutigen Köpfen zurück zur Thür hinaus stürzten und draußen unter Flüchen und Schwüren ihrer Kameraden zusammenbrachen. Doch die Nachfolgenden erneuerten sofort mit noch größerer

Wuth den Angriff, wurden aber gleichfalls schwer getroffen zurückgewiesen.

Albert hatte sich schnell wieder ermannt und eilte nach der Treppe, wo ihm Keller und dessen Frau mit ihrem Kind entgegenkamen und seine Hände ergriffen, in ihrer Angst aber keine Worte hatten.

„Schnell, schnell, folgen Sie mir“, rief er entschlossen und zog sie mit sich fort in den Hof und nach der hintern Seite desselben an die Mauer, welche Keller's Grundstück von dem dahinter liegenden trennte. Von dem Blumengerüste, welches an derselben stand, warf er die Töpfe herab, stieg auf ihm hinauf und bat Madame Keller, ihm mit dem Kinde zu folgen.

„Sie müssen über die Mauer steigen, dort sind Sie in dem Eigenthum eines Amerikaners und vor jeder Verfolgung sicher“, rief er ihr zu und hielt ihr die Hand entgegen.

Die Frau zitterte und bebte und konnte sich nicht entschließen, doch Keller schlang seinen Arm um sie und half ihr zu Albert hinauf. Von der Mauer ließ sie sich mit Hülfe der beiden Männer in den Hof des Nachbarn hinab und empfing dann weinend und schluchzend ihr Kind, welches Keller ihr nachreichte.

„Um Gottes willen, komm mit, Keller, und auch Sie, Herr Mandolph! Hören Sie nicht die Schreckens-

töne? Die wüthende Horde wird Sie beide morden!" rief die Frau, ihre Hände flehend nach ihnen erhebend.

„Ich kann ja mein Eigenthum nicht verlassen, Frau, ich habe ja auch alle meine Papiere und meine Bücher dort! Eile zu Hancock's, sie werden Dich in Schutz nehmen“, entgegnete Keller und winkte ihr fortzugehen.

„Laß Alles im Stich, nur erhalte mir Dich selbst. Komm herab!“ bat die Frau noch dringender.

„Dieser Weg bleibt mir immer noch frei; ich muß erst meine Papiere retten“, rief Keller, sprang von dem Gerüst in den Hof und rannte nun, von Albert gefolgt, in das Haus zurück.

Noch immer hielten die deutschen Arbeiter den Eingang siegreich besetzt und wehrten mit furchtbaren Stößen den Strom der rasenden Angreifer zurück. Die Dunkelheit schützte sie und das Fackellicht draußen zeigte ihnen die eindringenden Feinde. Keller und Albert sprangen an ihnen vorüber die Treppe hinauf nach dem Zimmer, wo ersterer seine Bücher und Papiere verschlossen hatte. Sie öffneten die Thür und traten ein, als im selbigen Augenblicke die beiden Fenster von außen zerschmettert wurden und zwei Männer, welche sie auf Leitern erstiegen hatten, in denselben erschienen. Keller aber stieß den einen und Albert den andern zu-

rück, sodas dieselben beide von der Höhe in die Straße stürzten und ihre Kameraden, welche ihnen schon auf den Leitern folgten, mit sich hinabrissen. Ein Donner von Verwünschungen und Flüchen beantwortete die That aus der Straße herauf, doch zugleich ertönten Hurrahs und Siegeskruse, denn auf einer dritten Leiter strömten die Belagerer durch das Fenster in das Nebenzimmer, und Keller und Albert blickten noch den Hinabgestürzten nach, als Mann auf Mann hinter ihnen in die Stube drang und alle wie rasend über sie herfielen. Der Kampf war kurz, beide wurden niedergeschlagen, und jubelnd trugen die Sieger den regungslosen Keller in das Fenster, zeigten ihn der jauchzenden Menge und warfen ihn in die Straße hinunter. Dann erfaßten sie Albert, um ihn einem gleichen Ende zu überliefern; sie hoben ihn auf die Fensterbrüstung und waren im Begriff, ihn hinabzuschleudern, als einer der wüsten Gesellen seinen Arm ergriff und ihn zurückhaltend ausrief:

„Halt, das ist Albert, der Dichter. Um Gotteswillen, wer hat ihn so geschlagen? Hierher mit ihm, ich will ihn verbinden!“

Dabei riß er sein Halstuch ab, und nachdem Albert auf den Fußboden niedergelegt worden war, kniete jener neben ihm hin und band das Tuch um sein blutiges Haupt.

„Faßt an, damit wir ihn in Sicherheit bringen und einen Arzt zu Hülfe rufen“, rief er dann, indem er seinen Arm unter Albert's Schultern schob und ihn mit Hülfe mehrerer Kameraden emporhob.

Während dieser Zeit hatte der Kampf in dem Eingange des Hauses sein Ende gefunden, denn die Amerikaner waren in großer Zahl durch die Fenster eingebrungen und hatten die Deutschen in der Hausflur im Rücken angegriffen. Nach einer verzweifelten Gegenwehr waren diese der Uebermacht erlegen, und Haus und Hof füllten sich jetzt rasch mit den Siegern.

„Wahrt die Köpfe“, schrie es aus allen Fenstern, und hinter den Mahnrufen kamen Möbel, Geschirr, Handwerkszeug, ja ganze Pianos herausgeschlagen und zerschellen auf der Straße. In unglaublich kurzer Zeit war das Gebäude ausgeleert, und schon begannen die Tumultuanten das Dach abzudecken, um das ganze Haus niederzureißen, als mehrere Stimmen ausriefen:

„Wozu die Mühe? Steckt die Baracke in Brand! Alle die Nester rund um den Platz gehören ja diesen verdammten Deutschen. Laßt sie zum Teufel brennen!“

Wildes Jubelgeschrei war die Antwort auf den Vorschlag, die Holzspäne in den Werkstätten lieferten vortreffliches Zündmaterial, die Fackeln fielen hinein und das Haus brannte an allen vier Ecken.

Die Feuer säule, die zum Himmel emporstieg, ward aber von vielen andern beantwortet, die in verschiedenen Theilen der Stadt ausloderten, und da die bei weitem größere Zahl der Spritzenmannschaften sich unter den Aufrührern befand, so griff das Feuer allenthalben rasch um sich. Jetzt fanden es die besitzenden Klassen der Amerikaner für gerathen, dem Aufstand entgegenzutreten, wollten sie nicht ihr eigenes Hab und Gut dem Untergang preisgeben. Die Feuerglocken wurden gezogen und auch die reichsten Leute spannten sich vor die Spritzen. Dabei sandten die Sturmglocken von den Kirchen ihre schauerlichen, mahnenden Klänge über die Stadt, und um die Schreckenstöne noch zu mehren, wirbelten Trommeln, schallten Hörner durch die Straßen und riefen die Miliz auf ihre Sammelplätze. Noch hatten diese Anstalten keinen Einfluß auf die Bewegungen der zügellosen Arbeitermassen; sie zogen von Straße zu Straße und trugen Mord und Brand in die Häuser der Ausländer. Die katholische Kirche war jetzt der Gegenstand, an dem sie ihre Wuth ausließen, und unter den Rufen: „Nieder mit den Katholiken. Nieder mit den Irländern!“ warfen sie ihre Fackeln in das Haus Gottes. Die Flammen verhüllten schon das hehre Gebäude, als die ersten Abtheilungen der Miliz gegen die ruchlosen Schaaren vorrückten, um mit der Gewalt der

Waffen dem Unwesen Einhalt zu thun. Es war zu spät; was noch vor wenigen Stunden mit geringen Kräften und ohne Opfer hätte geschehen können, war jetzt der vereinten Bürgerwehr nicht mehr möglich. Der Generalmarsch hatte nicht nur die Miliz unter die Waffen gerufen, er hatte auch die Aufständischen dazu greifen lassen, sie hatten sich schnell einer Anzahl Kanonen bemächtigt und begannen nun das Straßenpflaster aufzureißen und Barrikaden aufzuwerfen. Ihre Stellung hatten sie durch mehrere Theile der Stadt geschickt gewählt, um untereinander in Verbindung zu bleiben und zugleich den Fluß zu beherrschen. Als der Morgen graute, war die ruhige Quäkerstadt zum Kriegsschauplatz umgewandelt und Kanonendonner erschütterte sie in ihren Grundfesten. Der Fluß bot den Aufrührern Zufuhren aller Art und das Arsenal versorgte sie mit Munition.

Raum hatte der Tag sein volles Licht über die Stadt ausgebreitet, als die Miliz die ersten Massenangriffe auf die Barrikaden machte. Mit löwenmüthiger Entschlossenheit stürmten die Söhne Philadelphias dem Feuer der Verschanzten zu, der Kugelregen streckte sie reihenweise in den gewählten engen Straßen nieder und viele Hunderte fanden in wenigen Minuten ihren Tod. Wieder und wieder erneuerten sie die Angriffe, doch

immer wurden sie mit großem Verlust zurückgeworfen. Da rückte gegen zehn Uhr das prächtig uniformirte Husarenregiment, welches aus den Söhnen der reichsten, vornehmsten Leute bestand, vor, um die erste blutige Weihe zu empfangen. Alle Vorstellungen, daß Cavallerie nicht gegen Barrikaden zu gebrauchen sei, wurden zurückgewiesen und die Trompeten schmetterten zum Angriff. Im Galopp kamen die schönen Jünglinge auf ihren edlen Pferden die Straße herabgebraust und wurden mit Kartätschenregen von den Barrikaden begrüßt. Masse und Reiter stürzten über sie weg, jagten ihre Kameraden gegen die Schanzen vor, und eine Menge von ihnen gelangte über dieselben hinaus zwischen die Feinde. Die Uebermacht dort aber war zu groß, es kam nicht einer der jungen Helden wieder zurück. Ueber ein Drittheil des Regiments wurde bei diesem einen Angriff verwundet oder getödtet. Diese Erfolge feuerten die Aufrührer nur noch mehr an, und die Forderungen, welche sie stellten, um Frieden zu machen, steigerten sich immer höher. Sie verlangten neben vollständiger Amnestie, daß alle Ausländer die Stadt verlassen sollten. Dabei wuchs ihre Zahl von Stunde zu Stunde und der Magistrat kam zu der Ueberzeugung, daß er mit der ihm zu Gebote stehenden Macht die Ruhe nicht erzwingen könne. Der Beschluß ward

darum gefaßt, die Miliz aus dem Lande aufzubieten, und schon am Abend gingen die Befehle nach allen Theilen von Pennsylvanien ab.

Während der zwei folgenden Tage schwebte die Stadt in banger Erwartung, in Angst und Schrecken, denn die Aufständischen machten Ausfälle, rissen Häuser nieder, steckten andere in Brand und plünderten die Waarenlager. Endlich am dritten Tage rückten zehntausend Mann Militär aus dem Lande ein, und schon am Nachmittage wurden sie gegen die Barrikaden geführt. Mit einer furchtbaren Erbitterung wurde von beiden Seiten gekämpft, aber aller Muth, alle Entschlossenheit halfen nichts gegen die festen Stellungen und die Todesverachtung der Aufrührer, alle Angriffe wurden während mehrerer Tage zurückgeschlagen. Unterdeffen hatte der Gouverneur von Pennsylvanien auch aus den Nachbarstaaten, aus Newjersey und aus Maryland Milizen zur Unterdrückung des Aufstandes verlangt, und abermals zogen neue Hülfsstruppen in Philadelphia ein. Die Resultate der Kämpfe waren die frühern, die Aufständischen blieben die Sieger. Da langte endlich am neunten Tage die sogenannte fliegende Artillerie unter dem Commando des Kapitäns Ringold, welche in dem Fort bei Baltimore stationirt war, in der Stadt an, und eine Stunde nach seiner Ankunft ließ er seine Geschütze gegen

die Barrikaden auffahren. Der Donnergruß, den diese Feuerschlünde den Aufrührern zuschickten, war mehr, als diese ertragen konnten, sie flohen in wilder Hast von ihren Verschanzungen, die Miliz folgte ihnen im Sturmschritt nach, und ehe eine Stunde verging, war die Stadt von ihren Peinigern befreit.

Trauer, Leid und Weh aber waren in unzähligen Familien eingezogen, denn Tausende ihrer Söhne, ihrer Brüder, ihrer Väter waren als Opfer ihres Muthes, ihrer Pflicht gefallen.

Sechstes Kapitel.

Albert wurde während der Zerstörung von Keller's Wohnung ohne Lebenszeichen hinaus in die Straße getragen, um ihm irgendwo Hülfe angedeihen zu lassen.

„Wen bringt Ihr da?“ wurden die Burschen, die ihn trugen, von Kameraden angeredet, welche sich um sie drängten, um zu erfahren, wer der Verwundete sei.

„Es ist Albert, der unsere Lieder gedichtet hat“, war die Antwort, und „Hurrah für Albert!“ schallte es ihm von allen Seiten nach.

Sein Beschützer wollte ihn nach dem nächsten amerikanischen Hotel bringen und schlug, um aus dem Tumult zu kommen, eine Seitenstraße ein, die aus dem deutschen Stadtviertel hinausführte. Langsam waren sie derselben gefolgt und hielten an einer Straßenecke bei einem Brunnen an, um auszuruhen und das Tuch um Albert's Kopf anzufeuchten. Während sie noch damit be-

schäftigt waren, regte sich Albert und seine Brust hob sich wieder zum Athmen.

„Er kommt zu sich, laßt uns eilen, damit wir ihm bald einen Arzt verschaffen“, sagte sein Beschützer, und alle griffen zu, um ihn wieder aufzuheben. Da fuhr plötzlich ein Wagen in die Straße ein und kam mit größter Eile dieselbe herabgerollt.

„Der Wagen soll ihn nach dem Hotel fahren“, sagte einer der Burschen; alle ließen Albert wieder auf den Boden nieder und sprangen dem Fuhrwerk in den Weg. Der Kutscher, um sich nicht aufhalten zu lassen, trieb die Pferde noch schärfer an, doch Albert's Begleiter sprangen ihm von beiden Seiten entgegen, griffen den Koffen in die Zügel und zwangen sie still zu halten.

Ein alter Herr mit weißem Haar neigte sich aus dem Wagen und fragte mit ruhigem, gefasstem Ton, was man von ihm begehre.

„Wir haben einen Verwundeten bis dort an den Brunnen getragen und bitten, daß Sie ihn nach dem Hotel in der nächsten Straße fahren, damit er sobald als möglich einen Arzt bekomme.“

„Recht gern will ich das thun, wenngleich ich in sehr großer Eile bin“, entgegnete der alte Herr; „es müßte aber einer von Ihnen mitfahren, denn ich und meine alte Frau hier sind nicht im Stande, den Kranken zu

unterstützen. Wer ist er denn und ist er gefährlich verwundet?"

„Er hat einen Hieb am Kopfe, doch scheint er sich zu erholen und athmet wieder gut. Es ist der Dichter Albert, der die Volkslieder —“

„Albert — der geistreiche junge Albert?“ fiel ihm der alte Herr rasch und mit großer Theilnahme in das Wort und öffnete den Wagenschlag. „Bringen Sie ihn nur schnell herein in den Wagen, den nehme ich mit nach meinem eigenen Hause und werde selbst für seine Genesung Sorge tragen. Bringen Sie ihn rasch herein!“

Dann bat er seine neben ihm sitzende Frau, sich auf dem Rücksitz niederzulassen, und nahm nun selbst ihren Platz ein, um den Verwundeten an seiner Seite zu haben. Gleich nachdem dies geschehen, langten die Männer mit Albert an dem Kutschenschlage an; sie hoben ihn vorsichtig auf den Rücksitz des Wagens, der alte Mann legte seine Hand unter seinen Nacken und rief dann dem Kutscher zu, fort zu fahren, so schnell die Pferde laufen könnten. Als der Beschützer Albert's den Schlag hinter ihm schloß, fragte er den alten Herrn nach seinem Namen, worauf derselbe antwortete:

„Ich bin der Maire der Stadt und heiße Walthier März.“

„Verdammtes Deutscher!“ riefen die Burschen ein-

stimmig und streckten ihre geballten Fäuste nach dem Manne aus, die Kofse aber jagten mit dem Wagen davon und verschwanden bald vor den Blicken der fluchenden Gefellen.

Walthor März war die angesehenste Persönlichkeit in Philadelphia. Zu Anfang der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war er als junger Mann von Deutschland dorthin ausgewandert, hatte den Freiheitskrieg unter Washington mitgefochten, hatte unter dessen Präsidentschaft hohe Stellen im Staatsdienst bekleidet und war jetzt nach langjährigem Geschäftsleben in Philadelphia von dessen Einwohnern als einer der achtbarsten Bürger zum Maire erwählt worden. Er hatte seit einigen Wochen auf seinem Landgute gelebt, die Nachricht aber von den ausgebrochenen Unruhen führte ihn mit solcher stürmischen Hast in die Stadt zurück.

In fliegender Eile fuhr der Wagen durch viele Straßen, bis er endlich vor einem prächtigen Palaste anhielt, aus welchem mehrere schwarze Diener hervorsprangen und den Kutschenschlag öffneten.

„Ruft noch einige meiner Leute zu Hülfe herbei, ich habe einen Verwundeten im Wagen, den Ihr in das Haus tragen müßt“, sagte März zu den Dienern, und nach wenigen Augenblicken erschienen deren noch mehrere,

die nun Hand an Albert legten, ihn aus dem Wagen haben und mit größter Vorsicht die hohe Marmortreppe hinauf in das Haus trugen. März sandte den Wagen nach seinem Hausarzt, um diesen schleunigst herbeizubringen, und folgte dann mit seiner Gattin dem Verwundeten nach dem Gemache, welches er für ihn bestimmt hatte. Dort ließ er denselben auf ein Sopha niederlegen und ihm vorläufig bis zur Ankunft des Arztes die Kopfwunde mit kühlenden Umschlägen bedecken. Nachdem seine Gattin sich entfernt hatte, um alles für die Bequemlichkeit des Kranken Nöthige anzuordnen, ließ März sich in einem Armsessel neben diesem nieder und ertheilte dem zurückgebliebenen Diener Anweisungen in Bezug auf dessen Pflege.

März war eine sehr große, stattliche Gestalt mit hochgewölbter Brust und breiten Schultern, das Bild eines schönen, kräftigen bejahrten Mannes. Die hohe, zu beiden Seiten in das kurzgeschnittene, volle, schneeweiße Haar eindringende Stirn, die starken weißen Brauen über den großen dunkelblauen Augen, die Adlernase und der feingeformte, freundliche Mund gaben seinem schönen Kopf etwas ungewöhnlich Edles, und die gesunde blühende Farbe seines Antlitzes verlieh ihm jugendliche Frische. Seine ganze Erscheinung erinnerte an die Zeit des großen Washington, nur fehlte die Perrücke. Er

trug einen weiten Rock von schwerer schwarzer Seide, eine lange weiße Weste mit herabhängenden Taschen, schwarzseidene kurze Beinkleider und Strümpfe von gleichem Stoffe, welche ein paar muskulöse, elegant geformte Beine zeigten und sich in sauber geglänzte Schnallenschuhe versenkten. Der Busen seines blendend weißen Hemdes, sowie die über die wohlgepflegten vornehmen Hände fallenden Manschetten waren sauber gefaltet und man sah es der ganzen Kleidung an, daß Aufmerksamkeit darauf verwandt worden war.

Als der Arzt in das Zimmer trat und durch Herrn März zu Albert an das Sopha geführt wurde, lag dieser noch immer ohne Bewußtsein.

„Sie sollen einem der geistreichsten, talentvollsten Söhne Amerikas, zu dem unser Volk einst mit Stolz aufsehen wird, das Leben erhalten, lieber Doctor, ich fürchte aber, der Tod hat ihn schon mit kalter Hand erfaßt“, sagte März und hob den Umschlag von dem Haupte des Kranken.

Der Arzt untersuchte nun die Wunde auf das sorgfältigste, während welcher Zeit März mit Bangen dessen Urtheil zu erwarten schien und dasselbe im voraus auf seinen Bügen zu lesen suchte.

Albert zuckte wiederholt während der Untersuchung zusammen und wollte durch eine Bewegung mit dem

Kopfe der Sonde des Doctors entgehen, da wandte sich dieser von ihm ab zu März und sagte:

„Die Hirnschale ist nicht verletzt, und wenn durch die Erschütterung innerlich kein Schaden gethan ist, so kann ich Ihnen die Genesung des jungen Mannes mit Sicherheit in Aussicht stellen. Wer ist er, daß Sie sich so warm für ihn interessiren, Herr März?“

„Albert Randolph, der junge Dichter, der durch seine prächtigen Lieder sich die Liebe jedes Amerikaners erworben hat.“

„Albert?“ sagte der Doctor überrascht. „Wahrlich, es würde mich glücklich machen, etwas für ihn gethan zu haben.“

„Gott Lob, daß es so mit ihm steht“, fiel März freudig ein; „nun darf ich ihm aber auch keine Zeit mehr schenken. Ich übergebe ihn Ihrem Schutze, und meine gute Frau sowie meine ganze Dienerschaft werden Ihnen hülfreich dabei zu Gebote stehen. Mich selbst ruft die Pflicht jetzt hinaus; ich fürchte, es ziehen schwere Stunden für unsere Stadt heran.“

„Doch nicht, es sind nur Arbeiterunruhen, die ja in allen großen Städten vorkommen, die aber höchstens dem Geschäftsherrn und Meister einen höhern Lohn abzwängen. Die Sache wird ohne Folgen sein“, entgegnete der Arzt.

„Sie irren sich, lieber Doctor, der Aufruhr ist von tieferer Bedeutung und von unabsehbarer Tragweite. Es sind zwei gleich kräftige und doch ganz verschiedene Elemente, die einander schon lange Zeit feindlich gegenübergestanden, sich jetzt aber in sehr ernstem Zusammenstoß getroffen haben; ich fürchte, es wird ohne vieles Blutvergießen nicht enden. Lassen Sie uns indeß hoffen. Unsern jungen Dichter empfehle ich Ihrer größten Sorgfalt“, sagte März, reichte dem Arzt zum Abschied die Hand und eilte nun kräftigen und entschlossenen Schrittes aus dem Gemach.

Während der ganzen Dauer des Kampfes in Philadelphia lag Albert ohne klares Bewußtsein, obgleich der Arzt ihn sehr oft besuchte, stundenlang bei ihm verweilte und Alles zu seiner Wiederherstellung aufbot. Herrn März erfüllte der Zustand seines Schüßlings mit großem Leidwesen, obgleich des Morgens, ehe er seiner ernstestn Pflicht als Maire folgte, und abends, wenn er nach rastloser Thätigkeit für das Wohl der Stadt ermüdet nach Hause zurückkehrte, der Arzt ihm beruhigend erklärte, daß er die sicherste Hoffnung für die Genesung des Kranken hege. Er saß manchmal noch spät in die Nacht hinein an dessen Lager, und wenn Albert dann die Augen aufschlug und seinen matten Blick über seine Umgebung kreisen ließ, ergriff März theilnehmend seine

Hand und richtete liebevolle, freundliche Fragen an ihn. Seine Hoffnung aber, ihn aus seiner geistigen Ermattung erwachen zu sehen, wurde immer bald vereitelt, denn die Augen des Kranken fielen wieder zu und er versank abermals in starren Schlaf.

Am Abend, nachdem die Geschütze Ringold's die Aufrührer zersprengt hatten und die Herrschaft wieder in die Hände der gesetzlichen Gewalt zurückgegeben war, kehrte März von übergroßer Anstrengung ermüdet nach Hause zurück und wurde von seiner Gattin mit einem herzinnigen „Gott Lob!“ empfangen.

„Gott Lob sagst Du — ist Albert zum Bewußtsein gekommen?“ fragte er schnell in freudiger Ueberraschung und wandte sich nach der Treppe, um auf dessen Zimmer zu eilen.

„Ach nein, das nicht, lieber März, ich danke Gott nur für den Segen des Friedens und für Deine Erhaltung.“

„Ja wohl müssen wir ihm dafür dankbar sein, gute Frau, er sei gelobt und gepriesen. Ich glaubte, Du hättest mir die frohe Kunde von Albert's Besserung gleich mittheilen wollen. Wie geht es ihm?“

„Der Doctor sagt, es stände recht gut mit ihm, weil er wieder williger Speise und Trank zu sich nähme, ich aber kann keine Veränderung an ihm gewahren.“

„So laß uns zu ihm gehen, vielleicht sehe auch ich eine Besserung“, sagte März und wandte sich abermals nach der Treppe.

„Willst Du nicht vorher etwas ausruhen? Du scheinst sehr ermüdet zu sein.“

„Wo kann ich besser Ruhe finden als bei dem Hilfsbedürftigen? Nur wenn die Seele sich ruht, erholt sich der Körper“, sagte März, ergriff die Hand seiner Gattin und begab sich nach dem Krankenzimmer.

Dort setzte er sich in einen Armstuhl neben Albert nieder und sagte, nach ihm hinschauend:

„Er scheint immer noch bewußtlos zu sein; es wäre ein Jammer für einen so selten bevorzugten Geist, wenn er im Aufkeimen gebrochen werden sollte.“

Dann wandte er sich nach einem Diener und trug ihm auf, Licht herein zu bringen, denn es war schon sehr düster geworden.

„Der Schlaf unseres jungen Pfleglings ist ein so ruhiger, so natürlicher, daß man glauben sollte, er wäre gesund“, sagte März zu seiner Frau, die unweit von ihm Platz genommen hatte. Da erhellte sich das Zimmer, der Diener trat mit dem Lichte herein, und Albert schlug die Augen auf.

Sein Blick, der bisher an nichts zu haften geschienen hatte und nur unstät und theilnahmslos an Allem vor-

übergezogen war, richtete sich jetzt sinnend auf den alten Herrn, der ihm mit zunehmender freudiger Bewegung in die Augen schaute. Es war, als besinne Albert sich, als wolle er die letzte Vergangenheit mit der augenblicklichen Gegenwart in Zusammenhang bringen, und immer erstaunter sah er den freundlichen alten Mann an.

„Gott Lob, Sie erholen sich, Herr Albert“, sagte März mit aufwallender Hoffnung und nahm dessen Hand liebevoll in die seinige. Albert aber blickte ihn noch immer verwundert an und suchte seiner verworrenen Gedanken Herr zu werden.

„Ich weiß nicht“, sagte er endlich mit matter Stimme und sah sich fragend um.

„Nein, nein, lieber Herr Mandolph, Sie können auch nicht wissen, wo Sie sind. Sie befinden sich aber bei Freunden, die Sie hochschätzen, und ich will es Ihnen sagen, wie Sie hierher kamen“, fiel März ihm schnell in Rede. „Bleiben Sie aber ruhig liegen und strengen Sie Ihren Geist nicht an. Sie sind noch sehr schwach. Als die aufrührerischen Arbeiter in das Haus des Herrn Keller, bei dem Sie wohnten, eindrangen und dasselbe zerstörten, wurden Sie bei dessen Vertheidigung durch einen Schlag an den Kopf verwundet, worauf man Sie bewusstlos aus dem Tumult trug. Ein glücklicher Zufall führte mich in meinem Wagen in Ihre Nähe

und da habe ich Sie mit hierher genommen. Es macht mich sehr, sehr glücklich —“

„Keller — ja wohl, Keller, ich wohnte bei ihm, er und seine Frau waren strebsame, gute Leute“, unterbrach Albert seinen Wohlthäter nachdenkend und fuhr nach einigen Augenblicken rascher fort: „Wie geht es der Familie Keller? Hat sie großen Schaden erlitten?“

März drängte die Antwort, die ihm auf die Lippen trat, zurück und sagte nach einer kurzen Pause:

„Ja wohl, sie hat Verlust gehabt, ihre vielen Freunde aber werden sich gern ihrer annehmen und ihr helfen. Morgen will ich Ihnen Alles erzählen, was sich seit Ihrer Verwundung zugetragen hat, jetzt müssen Sie sich ruhen. Gute Nacht, lieber junger Freund!“

Hiermit drückte März dem Kranken die Hand, winkte seiner Gattin und verließ mit derselben das Zimmer, nachdem er an der Thür dem Wärter aufgetragen hatte, so wenig als möglich mit Herrn Mandolph zu reden und ihm namentlich durchaus keine Auskunft über die Ereignisse während der Unruhen zu geben.

Für den edlen hochherzigen März war der folgende Tag ein Freuden-, ein Glückstag, denn er fand Albert, wenn auch noch schwach, doch bei vollstem Bewußtsein und der Arzt erklärte ihn nun für gänzlich außer Gefahr. März widmete ihm jede Stunde, die er bei seinen

jetzt so sehr gehäuften Geschäften erübrigen konnte, und theilte ihm Alles über die Schrecknisse mit, die während seines bewußtlosen Zustandes die Stadt heimgesucht hatten, nur eins verschwieg er ihm, er sagte ihm nicht, daß Keller todt sei. Albert dagegen fragte desto öfter nach dessen Ergehen, bat März, demselben Nachricht von seinem eigenen Befinden zukommen zu lassen, und sprach mitunter seine Verwunderung aus, daß er nicht einmal ihn hier besucht habe. März gab aber dem Gespräch immer schnell eine andere Wendung, um Albert über das Schicksal seines ihm so sehr befreundeten Hauswirths in Ungewißheit zu erhalten, und doch steigerte er in ihm abichtlich täglich mehr die Zweifel darüber. Erst nach Verlauf von einer Woche, nachdem Albert sich so weit wieder erholt hatte, daß der Arzt ihm erlaubte, abends in der Kühle einen Spaziergang zu machen, entschloß sich März und theilte ihm die Trauerbotschaft mit.

Dieselbe erschütterte Albert heftig; es war das erste Mal, daß ihm das Schicksal einen bittern Trank reichte. Er saß lange Zeit sprachlos da, dann traten ihm Thränen in die Augen und mit wehmüthiger Stimme fragte er März nach Keller's Frau und Kind.

„Sie sind am Leben und es soll ihnen an nichts zum Leben fehlen, wenn ich ihnen auch den Gatten und

den Vater nicht wiedergeben kann. Seien Sie für deren Zukunft unbesorgt, lieber Randolph“, erwiderte März tief bewegt und drückte ihm mit großer Theilnahme die Hand.

Als der Abend kam, begleitete er ihn selbst bei seinem ersten Ausgang, und indem sie in der Straße langsam hinschritten, äußerte Albert den Wunsch, die Wittve Keller zu besuchen, März jedoch verweigerte ihm seine Zustimmung dazu, nannte ihm aber den Ort, wo er die Frau untergebracht habe; denn sie hatte Alles verloren.

Sobald Albert von dem Spaziergang zurückgekehrt war, begab er sich auf sein Zimmer und schrieb an die Wittve Keller. Er hatte durch seine literarischen Arbeiten nach und nach gegen zwölfhundert Dollars verdient, welche von ihm in der Bank von Philadelphia niedergelegt waren. Er schrieb eine Anweisung auf diese über tausend Dollars, legte dieselbe in den Brief an Madame Keller ein und bat sie, diese Gabe als einen kleinen Beweis seiner Dankbarkeit für ihm erwiesene Güte und Freundschaft von ihm annehmen zu wollen. Früh am folgenden Morgen übersandte er der unglücklichen Frau das Schreiben. Nach dem Frühstück aber begab er sich zu Herrn März in dessen Zimmer, und unter den innigsten, heißesten Danksgagungen für alle Wohlthaten,

womit derselbe ihn überhäuft hatte, theilte er ihm mit, daß er sich heute, um seine Güte nicht zu mißbrauchen und um seine Studien wieder zu beginnen, nach einer Wohnung umsehen wolle. März aber ergriff seine Hand und sagte mit hochherziger Bewegung:

„Wenn Sie wirklich glauben, daß Sie mir einen Dank schulden, verehrter junger Freund, so tragen Sie ihn mir dadurch ab, daß Sie bei mir wohnen bleiben und mein Haus als Ihr väterliches betrachten. Ich habe Sie hochgeschätzt, ehe ich Sie persönlich kannte, jetzt stehen Sie meinem Herzen so nahe, daß es mir ein herber Verlust sein würde, wenn Sie mir Ihre tägliche Gesellschaft entziehen wollten. Es ist aber nicht mein Herz allein, welches diesen Wunsch ausspricht, ich bin auch stolz darauf, den Dichter Albert unter meinem Dache zu bewirthen. Nicht wahr, Sie bleiben bei mir?“

Bei diesen letzten Worten schüttelte der alte Herr mit deutscher Biederkeit seinem Gaste die Hand, und dieser erfüllte gern seinen Wunsch, konnte aber im Ueberströmen seines Dankgefühls keine Worte finden. Er erwiderte den Händedruck seines edlen Gönners und dieser las in Albert's Augen, was derselbe ihm sagen wollte.

„Da Sie mir meine Bitte gewähren wollen, so bin ich Ihnen ebenso vielen Dank schuldig wie Sie mir —

unsere Rechnung steht gleich, mein lieber Randolph“, nahm März freudig das Wort. „Lassen Sie Ihr Zimmer durch meinen Diener ganz so einrichten, wie Sie es wünschen, Sie können dort ruhig und ungestört arbeiten, und wenn Sie in Ihren Mußestunden nichts Besseres zu thun wissen, so gönnen Sie mir und meiner Frau Ihre liebe Gesellschaft.“

Albert blieb bei März wohnen.

Es waren nun über drei Jahre verstrichen, seit Harry Williams seine kaufmännische Laufbahn in Neu-Orleans begonnen hatte. Sein Name als gewandter, thätiger Geschäftsmann ward allgemein hoch gestellt, und viele der ersten Häuser hatten sich bemüht, ihn durch glänzende Anerbietungen in ihre Dienste zu bekommen. Harry hatte sie aber sämmtlich zurückgewiesen und blieb Herrn Morgan treu. Er blieb gern bei ihm, weil seine geschäftliche Stellung eine sehr angenehme und unabhängige war, in welcher er Niemand über sich anzuerkennen hatte als Morgan selbst, und dieser war ja mit Allem einverstanden, was er that. Es gab aber noch zwei andere Gründe, die ihn bestimmten, bei ihm auszuharren, und die wohl stärker auf ihn einwirkten als die Annehmlichkeit seiner Stellung oder seine An-

hänglichkeit an Morgan. Dieser hatte ihm nämlich zu wiederholten Malen die Aussicht angedeutet, daß er ihm später einen Antheil an seinem Geschäfte zu geben beabsichtige.

Die Hoffnung, wirklicher Theilhaber in einem so angesehenen Hause zu werden, war ein Sporn für Harry's Thätigkeit gewesen um so mehr, als der zweite Grund zu seinem Verbleiben diese Hoffnung noch verschönerte. Morgan's einzige Tochter Eliza war zwar erst fünfzehn Jahre alt, blühte aber zur schönen Jungfrau heran und wurde dereinst eine reiche Erbin.

Man hatte Harry immer wie zu der Familie gehörend behandelt, wodurch zwischen ihm und Eliza ein vertrautes, geschwisterliches Verhältniß entstanden war, mit der Entwicklung der Jungfrau aber war ihre gegenseitige Zuneigung, wenn auch bei Eliza unbewußt, eine andere, eine wärmere geworden. Harry behandelte sie nicht mehr als Kind, er war mit Wort und That aufmerksam gegen sie und erfreute sie häufig durch kleine Geschenke.

Den Aeltern entging die Veränderung in dem Benehmen Harry's gegen ihre Tochter ebenso wenig wie deren wachsende Zuneigung für diesen, von einem ernstern Verhältniß zwischen den Beiden konnte aber für lange Zeit noch keine Rede sein, sodasß sie es nicht für

nöthig erachteten, schon jetzt einen festen Beschluß darüber zu fassen. Für Morgan war der Gedanke, Harry einmal zum Schwiegersohn zu bekommen, nie ein unangenehmer gewesen, nur in letzter Zeit hatten sich ihm dabei mancherlei Bedenken aufgedrängt. So tüchtig und thätig der junge Mann auch im Geschäft war, so trieb ihn sein Hang zum Vergnügen doch zu einem sehr lockern Leben; er verbrachte Nacht für Nacht in fröhlichen Kreisen und zwar nicht ausschließlich in denen der vornehmen Welt. Namentlich aber befanden sich unter seinen genauern Bekannten Leute von sehr zweideutigem Charakter und ganz insbesondere hatte er sich dem allgemein gemiedenen und gefürchteten Sklavenhändler Holcroft eng angeschlossen. Morgan hatte ihn so oft schon vor diesem Manne gewarnt, er hatte ihm vorgestellt, wie sehr er sich durch den Umgang mit demselben in den Augen der bessern Gesellschaft, die ihn mit solcher Auszeichnung behandelte, schaden würde, und hatte ihm den bösen Einfluß gezeigt, welchen solche desperate, im Sturm des Lebens gehärtete und abgeschliffene Naturen auf ein unverdorbenes jugendliches Gemüth ausübten, alle Warnungen, alle Vorstellungen aber waren fruchtlos geblieben und Harry's Umgang mit Holcroft war immer intimer geworden.

Um diese Zeit nahte sich ein Ereigniß, welches wie

ein guter Stern über Harry's Geschick aufzugehen schien. Herr Morgan hatte in letzter Zeit in seiner Familie viel Krankheit gehabt, seine Gattin war häufig leidend gewesen und es waren ihm mehrere seiner werthvollsten Sklaven durch den Tod entrisfen worden. Dabei konnte der alte Williams in seinen Briefen von Galveston an ihn und an Harry das wundervolle, gesunde Klima von Texas gar nicht genug rühmen; er sagte, daß man Krankheit dort nicht einmal dem Namen nach kenne und daß man dort glücklicher und gesunder unter freiem Himmel lebe als in den Vereinigten Staaten in den prächtigsten Palästen. Zugleich aber pries er Texas als eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums für einen Geschäftsmann an, schilderte die Art und Weise, in der man dort mit Leichtigkeit großes Vermögen erwerben könne, und wies darauf hin, mit welchen Riesenschritten die amerikanische Bevölkerung des Landes zunehme.

Morgan war ein sehr vermögender Mann und hatte dem tödtlichen Klima von Neuorleans lange genug die Stirn gezeigt, darum kostete es nur wenig Ueberredung, um ihn diesem Weltkirchhof Lebenswohl sagen zu lassen. Er entschloß sich kurz, nach Texas überzusiedeln. Harry erklärte sich bereit, mit ihm zu ziehen, und begann sofort das Geschäft Morgan's in Neuorleans abzuwickeln. Zugleich kaufte er solche Waaren für ihn, wie sie für die

Bedürfnisse der Landbewohner von Texas paßten, und schon nach wenigen Monaten schiffte sich Morgan mit seiner Familie und von Harry Williams begleitet nach Galveston ein. Der alte Williams übernahm es, ihm ein für seine Zwecke passendes Grundeigenthum zu verschaffen, er begab sich mit ihm auf das Festland, und Morgan wählte an dem Ufer der schönen San-Jacinto-bai einen Platz, auf dem er seine Niederlassung gründen wollte. Der Ankauf des Landes war gemacht, Herr Williams ließ dasselbe auf Morgan's Namen in die Landkarten des Staates eintragen, und nachdem das Geschäft vollständig beendet war, nahm er in der besten Laune Abschied von seinem Freunde und ließ sich durch ein Fischerboot nach Galveston hinüberfahren. Wenige Tage nachher jedoch wurde plötzlich die Familie Morgan in Schrecken und Trauer versetzt, denn man brachte die Nachricht, daß der alte Williams gestorben sei.

Morgan's angekaufter Grundbesitz gewährte alle Vortheile für eine Ansiedelung. Der Buffalofluß, welcher bis nach der Stadt Houston für große Dampfer schiffbar war, mündete hier aus, zugleich führte von hier die Landstraße nach jener Stadt und die Küstenschiffe konnten hier ihre Ladungen mit Leichtigkeit an das Land bringen. Auch für Ackerbau eignete sich das Land, welches Morgan gekauft hatte, ganz besonders für Baum-

wollencultur, und er beschloß, neben seinem kaufmännischen Geschäft auch eine Baumwollenplantage anzulegen. Abgesehen aber von allen diesen Vortheilen, entfaltete die Natur hier unendlich viel Schönheit und Annehmlichkeit; das hochaufsteigende Ufer bot einen unbeschränkten Blick über die mit unzähligen grünen Inseln geschmückte Bai und über Galveston hinaus auf den smaragdgrünen Golf von Mexico, auf dem die schneeigen Segel der vielen Küstenfahrzeuge wie Schwäne auf und nieder zogen. Dabei wehte der erfrischende Seewind unaufhörlich über das grüne Küstenland und verscheuchte von den Bewohnern desselben die Tropenglut, welche im Sommer die Sonne auf sie niedersenkte. Hier, an dem Ufer der Bai, wo die ewig kommenden krystallklaren Wogen rauschend erstarben, erbaute Morgan sein Geschäftshaus, welches Waarenlager, Verkaufsort und Comptoir in sich vereinigte; vor demselben legte er für die Bequemlichkeit der Schiffe ein kleines Werft an, und zu Gunsten der Wagen führte er die Straße, welche von Houston kam, bis vor seine Thür. Einige Tausend Schritte aber von diesem Geschäftsort in das Land zurück stellte er auf dem höchsten Punkte, einige Hundert Fuß über dem Spiegel des Golfs erhaben, sein Wohngebäude auf. Dieses beherrschte nicht allein die Aussicht über das Meer, es gestattete auch einen freien Blick auf viele

Meilen weit in das Land hinein, welches sich wie ein grüner, mit tausendfarbigen Blumen geschmückter Teppich vor ihm ausbreitete und nur hier und dort in malerischer Abwechslung größere und kleinere Baumgruppen wie Inseln im grünen Meere zur Schau trug.

Die Niederlassung stieg wie durch einen Zauberschlag über dem bis jetzt friedlich stillen Ufer empor, auf welchem noch vor kurzem der Büffel und die Antilope ungestört geweidet hatten, die neue Straße bis zu Morgan's Werft begann sich zu beleben und die Schiffe schnitten ihre scharfen Furchen durch die Wogen, um zu demselben zu gelangen und dort ihre Segel einzuziehen.

Harry war, wie in Neuorleans, so auch hier die Seele von Morgan's Geschäftsangelegenheiten; unter seinen raschen, treffenden Anordnungen und Verfügungen war die Ansiedlung gegründet und seine Thätigkeit schuf bald einen lebendigen Geschäftsverkehr mit dem Innern des Landes.

Morgan beobachtete mit Freuden die Anstrengungen des ihm theuren jungen Mannes, nicht weil sein Interesse dadurch so sehr befördert wurde, nein, weil er ihn jetzt vor den Gefahren sicher glaubte, welche ihn in der verführerischen Weltstadt Neuorleans bedroht hatten, und weil er nun wieder mit Zuversicht hoffte, seine eigene Zukunft mit der Harry's in beglückender Weise in en-

gere Verbindung zu bringen. Die Bedenken, die sich ihm bei den Aufmerksamkeiten des jungen Mannes gegen seine Tochter aufgedrängt hatten, waren verschwunden, und er gab sich wieder freudig dem Gedanken hin, sie als Gattin an dessen Seite zu sehen und beide die Früchte seines langjährigen thätigen Schaffens genießen zu lassen.

Harry aber hatte nur in der Aufregung der Neuheit seines Wirkungskreises die Freuden des Lebens in Neuorleans vergessen; sobald das neue Schaffen zu Ende ging und bei der Einfachheit des Geschäfts ein tägliches Einerlei eintrat, begannen ihm die müßigen Stunden langweilig zu werden, er sehnte sich nach den aufregenden Genüssen des bunten, rauschenden Treibens in Neuorleans zurück, und weder Morgan's zunehmende Herzlichkeit und Freundschaft, noch die seelenvolle Hingebung seiner lieblichen Tochter konnten Harry's hochfliegenden, rastlosen Geist für die verlorenen Freuden entschädigen. Die glühenden Bilder aus den stürmischen Erlebnissen seines Freundes Holcroft traten täglich reizender vor seine Seele, das schale, abgeschmackte Einförmige seines gegenwärtigen Wirkungskreises widerte ihn immer unerträglicher an, und der Gedanke, daß er sein Leben in so tödtlich langweiligen Verhältnissen verbringen solle, verfolgte ihn wie ein marterndes Gespenst.

Holcroft hatte einige Wochen vor ihm Neuorleans verlassen und zwar in einer geheimnißvollen, wie er sagte, vielversprechenden Unternehmung, er hatte ihm aber scheidend fest zugesagt, ihn in Texas aufzusuchen, sobald er glücklich von seinem Ausflug zurückgekehrt sein würde.

Ein Jahr war verstrichen, Holcroft war nicht erschienen. Auch das zweite Jahr neigte sich seinem Ende zu, ohne daß ein Lebenszeichen von dem Sklavenhändler aufgetaucht wäre, doch kein Tag verging, an dem Harry sich nicht dessen Versprechen in das Gedächtniß zurückrief, ihn gelegentlich an einer Fahrt nach Afrika Theil nehmen zu lassen. Hätte er nur gewußt, wohin er an Holcroft schreiben könnte, die Gegend aber, nach welcher derselbe gezogen, war ihm vollständig unbekannt geblieben. Vergebens hatte Harry zu wiederholten Malen es versucht, in Geschäftsangelegenheiten nach Neuorleans zu reisen, wo er hoffte, über seinen Freund Auskunft zu erhalten. Morgan hatte es immer zu verhindern gewußt und die Geschäfte schriftlich abgemacht, ja, er war selbst einmal dorthin gereist, nur um seinen jungen Schützling von dem verführerischen Leben in jener Stadt fern zu halten.

So schwand für Harry mehr und mehr die Hoffnung, Holcroft jemals wiederzusehen; um so häufiger

aber wurden seine Vergleiche zwischen dessen reizendem, abenteuerlichem Leben und dem trostlosen Einerlei seines eigenen, in welchem er sich vorkam wie ein Gefangener, der in seinem Kerker nach und nach elend zu Grunde gehen müsse. Es war ihm oft, als könne er diese Fesseln nicht länger tragen, als müsse er hinaus in die Welt, um dort ein großes Spiel zu wagen.

In dieser Stimmung empfing er eines Morgens von Morgan den Auftrag, nach Galveston hinüberzufahren und daselbst Waarensendungen von Newyork und Neuorleans in Empfang zu nehmen, und da ihm jede Gelegenheit willkommen war, eine Abwechslung in sein Leben zu bringen, so athmete er auch diesmal hoch auf und eilte schnell an Bord des Segelschiffchens, welches ihn nach der Insel hinübertragen sollte. Die Segel blähten sich über Harry, er ließ den Wind mit seinen Locken spielen und schaute nach der Niederlassung Morgan's mit dem Wunsche zurück, daß er sie niemals wiedersehen möge. Der Wind war frisch, das leichte Fahrzeug glitt eilig über die klaren Wogen, und schon nach wenigen Stunden schaukelte es sich an dem Werfte der Stadt Galveston. Harry begab sich sofort zu dem Expediteur, bei welchem die Güter lagerten, ordnete schnell sein Geschäft mit demselben und ging dann, um sich nach einem Pferde umzusehen, welches ihn hinaus auf die

Farm tragen sollte, wo seine Mutter und seine Geschwister wohnten.

Es gelang ihm bald, ein solches zugesagt zu bekommen, doch da das Thier in der Weide ging und erst geholt werden mußte, so wanderte Harry in der sandigen Straße hinauf nach einem Hotel, um sich dort etwas zu erfrischen und das Noß zu erwarten. Sein Weg führte ihn an einem Trinkhaus vorüber, und als er an dessen Veranda vorbeischnitt, legte ihm plötzlich Jemand die Hand auf die Schulter. Er blickte sich um, und wer beschreibt sein Erstaunen, seine Freude, als er Holcroft vor sich sah.

„Holcroft! Holcroft! Ist es möglich? Sind Sie es wirklich?“ rief Harry außer sich und schüttelte dem Sklavenhändler wieder und wieder die Hand.

„Ich mußte ja Wort halten, wenn ich lebendig dies Land wieder betrat“, entgegnete dieser, gleichfalls erfreut, und führte Harry in die Schenke, um das Wiedersehen durch einen guten Trunk zu feiern.

„Aber, was Teufel, wo haben Sie denn die furchtbare Narbe über dem Mund erhalten? Im ersten Augenblick machte sie mich zweifeln, ob Sie es wären oder nicht“, sagte Harry, nachdem sie beide ihre Gläser geleert hatten.

„Ein kleines Andenken an einen entscheidenden Augen-

blick, und da derselbe zu meinen Gunsten entschied, so ist mir die Narbe nicht unangenehm. Am Trinken, wie Sie sehen, hindert sie mich nicht, und die Küsse der Schönen macht sie nicht weniger warm, denn der muthige Mann steht hoch bei den Weibern“, antwortete Holcroft lachend und schob seinem jungen Freunde die Flasche mit Cognac zu, damit er sein Glas wieder fülle. Dann fuhr er fort:

„Aber auch ich hätte Sie beinahe nicht erkannt, Williams; Sie haben ja einen famosen Bart bekommen. In diesem halbwilden Texas freilich wird er Ihnen wenig Freuden verschafft haben, aber kämen Sie damit nach Neuorleans, bei Gott, mancher Schönen würde es in den Fingern fixeln, mit diesen glänzenden Locken zu spielen! Auf das Wohl der Mädchen und Frauen! Sie sind die Würze unseres Lebens, der Balsam für schmerzliche Wunden, die uns das Schicksal schlägt.“

Bei diesen Worten Holcroft's erhoben beide die Gläser, verneigten sich gegenseitig und leerten den Inhalt bis auf den letzten Tropfen. Darauf nahm der Sklavenhändler den Arm Harry's in den seinigen und ging mit den Worten mit ihm in die Straße hinaus:

„Wir haben viel mit einander zu sprechen, Williams. Lassen Sie uns eine Promenade nach dem Strande machen, die Seeluft ist kühl und erfrischend, und ich fühle

mich dort mehr in meinem Elemente als hier in dem Sandstaub zwischen den sonnedurchglühten Häusern.“

Sie hatten bald die Stadt hinter sich und folgten einem Fußpfad, der durch die üppige Grasebene nach den hohen sandigen Dünen führte.

„Es gibt doch nichts Schöneres, nichts Kräftigeres als das Meer!“ sagte Holcroft, indem er auf der Höhe des Sandbergs stehen blieb und über den Golf hinzeigte, dessen schaumgekrönte Wogen dem Strande rauschend zujagten und brausend und zischend auf demselben vergingen. „Das Meer ist das wahre Bild der Freiheit. Dort gibt es keine Grenzen, keine Landstraßen, die uns die Wege vorschreiben, und wir hinterlassen keine Fährte, die verräth, woher wir kamen. Ich habe Ihrer recht oft auf meiner letzten Fahrt gedacht, Williams.“

Hierbei schritt Holcroft mit Harry den Hügel hinab auf den spiegelglatt gewaschenen festen feuchten Sand bis an die Meeresgrenze, welche die vor seinen Füßen ersterbenden Wellen beschrieben.

„Auch ich habe an Sie gedacht, Holcroft, ja, Sie sind mir in letzter Zeit keinen Augenblick aus dem Gedächtniß gekommen“, entgegnete Harry, den Arm des Sklavenhändlers nehmend. „Ich verzweifelte schon daran, Sie jemals wiederzusehen. Meine Verhältnisse,

seit wir von einander schieden, waren unerträglich, die lange Weile hat mich fast getödtet.“

„So wäre Ihnen vielleicht ein Vorschlag zu einem freiern, ungebundenern Leben willkommen. Wie wäre es, wenn wir einen Ausflug zusammen machten?“ fiel Holcroft aufmunternd ein.

„Darauf habe ich wahrlich zu lange gewartet, um mich noch zu besinnen; ich gehe mit Ihnen, und ginge es an das Ende der Welt“, antwortete Harry rasch und sah seinem Gefährten entschlossen in die Augen. „Vorausgesetzt, daß ich Geld dabei verdienen kann, denn Geld ist die Quelle alles Glücks“, fügte er noch halb fragend hinzu.

„Versteht sich von selbst. Glauben Sie denn, daß ich mir eine solche Narbe über die Lippen nicht theuer bezahlen ließe? Geld ist die Lösung, wofür wir im schlimmsten Falle unser Leben einsetzen, welches ohne Geld doch nichts werth ist. Hier ist meine Hand, Williams, schlagen Sie ein: auf Treue im Glück und im Unglück.“

Mit diesen Worten hielt der Sklavenhändler seinem jungen Gefährten die Hand entgegen, und dieser schlug ein und sagte mit aufleuchtendem Blick: „Treue bis in den Tod!“

„Nun hören Sie“, begann Holcroft wieder, indem er an dem im Sande vergehenden Schaum der Wellen

weilerschritt. „Von Brasilien aus hatte ich zwei Reisen nach der Küste von Afrika gemacht und zwei Ladungen Neger glücklich dorthin geführt, wodurch mir ein ansehnliches Vermögen zu Theil wurde. Ich war Willens, damit nach Neuorleans zurückzukehren und einige Jahre von meinem Fett zu zehren, die Unternehmer aber in Brasilien, für welche ich die Fahrten gemacht hatte, überredeten mich, noch einmal dem Glück die Hand zu bieten, und ich ließ mich darauf ein. Die Reise ging abermals erwünscht von statten, ich nahte mich mit einer vollen Ladung Afrikaner der Küste von Brasilien, als eine englische Corvette mich bemerkte und Jagd auf mich machte. Von Widerstand gegen dieses Schiff konnte keine Rede sein, ich floh, erkannte aber bald, daß ich ihm nicht entrinnen könne. Die Nacht kam mir zu Hülfe, ich verließ mit meiner ganzen Mannschaft unter dem Schleier der Dunkelheit in Booten meinen Schooner, gab dem Engländer Schiff und Ladung preis und erreichte glücklich die Küste. Dieser Verlust nahm mir wieder den größten Theil meines gewonnenen Geldes, und vor der Hand, solange dieser Kreuzer an der Küste lag, durfte man keine neue Unternehmung wagen. Ich entschloß mich daher, einen Abstecher nach den Vereinigten Staaten und hierher zu machen, nahm von meinen Geschäftsfreunden in Brasilien mit der Zu-

sicherung Abschied, nach einiger Zeit zu neuen Unternehmungen zu ihnen zurückzukehren, und hier bin ich nun, um mein Versprechen zu halten und Sie zu meinem fliegenden Kapitän zu nehmen.“

„Zum fliegenden Kapitän?“ rief Harry hell auflachend. „Zu welcher Rangordnung gehört denn diese Würde?“

„Das ist leicht erklärt“, antwortete Holcroft. „Das Sklavenschiff bedarf zweier Kapitäne; der eine ist der wirkliche Führer des Schiffs, welcher von der brasilianischen Marine seine Papiere erhält, um nach Afrika und zurück zu segeln. Da die Regierung selbst den Sklavenhandel als vortheilhaft für ihr Land heimlich unterstützt, so ist von seiten eines ihrer Kreuzer nichts zu fürchten. Gegenüber einem fremden Kriegsschiff aber bedarf es eines zweiten Kapitäns, welcher durch den amerikanischen Consul in Brasilien seine Papiere erhält, um nach der Küste von Afrika zu segeln und dort eine Ladung Palmöl, Goldstaub und Elfenbein einzunehmen. Diesen Kapitän nennen wir den fliegenden, weil er dann nur in seiner Würde erscheint, wenn das Schiff von einem fremden Kreuzer angesprochen wird. Da haben Sie nun Aufklärung über Ihren Rang und Ihre Stellung, die Ihnen hoffentlich wenig Mühe machen, doch nach einer glücklichen Fahrt wohl zehntausend Dollars als Ihren Antheil an der Ladung abwerfen wird.“

„Vortrefflich; ich werde meinem Amte Ehre zu machen suchen. Wann sollen wir reisen?“ fiel Harry ein.

„So bald als möglich. Morgen gegen Abend wird ein Schooner von hier nach Neuorleans unter Segel gehen, und es wäre gut, wenn wir mit ihm führen. Warum sollen wir länger in diesem elenden Neste unsere schöne Zeit vergeuden? Eine Stunde in Neuorleans wiegt eine Woche in Texas auf“, versetzte der Sklavenhändler.

„So will ich mich sofort nach San - Jacintobai überfahren lassen und mit Morgan abrechnen, dann bin ich morgen frühzeitig wieder hier“, entgegnete Harry, und die neuen Verbündeten lenkten ihre Schritte sogleich nach der Stadt zurück. Harry mußte seinen Freund in das Gasthaus begleiten, um dort mit ihm zu speisen, und die Stunde, welche sie dabei verbrachten, schwand in Lust und Scherz. Champagner steigerte ihre heitere Stimmung, und als Holcroft seinen Gast nach dem Boote geleitete und dort auf baldiges Wiedersehen Abschied von ihm nahm, stellte er noch eine Flasche des schäumenden Weins für ihn in das Schiff, um ihn damit in guter Laune zu erhalten.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne war im Scheiden, als Harry vor dem Geschäftslokal Morgan's auf das Verste sprang und den Schiffer verabschiedete. Der alte Neger, der vor demselben auf einer leeren Kiste gesessen und des jungen Herrn Rückkehr erwartet hatte, kam ihm entgegen und meldete ihm, daß Herr Morgan schon nach dem Wohngebäude hinaufgegangen sei, und fragte ihn zugleich, ob er das Haus verschließen solle. Harry aber sandte den Schwarzen seinem Herrn nach mit dem Bemerkten, daß er noch Einiges hier zu thun habe, jedoch bald nachfolgen würde. Er trat in das Comptoir und blieb in der Mitte desselben stehen. Ein Gefühl der Wehmuth überschlich ihn, es war ihm, als winkten ihm die Sessel, die Pulte, die Bücher Lebewohl zu, und seit langer Zeit zum ersten Male wieder war ihm das Zimmer, in dem er sich wie in einem Kerker eingeschlossen gefühlt hatte, lieb und traut. Er selbst hatte es ja geschaffen, hatte es nach

eigenem Gefallen eingerichtet und den größten Theil der Arbeit darin gethan. Es war ihm leid, Abschied davon zu nehmen, und mit einem Anflug von Unentschlossenheit setzte er sich auf seinen Sessel und öffnete sein Pult. Er nahm Privatbriefe und Papiere aus ihm hervor, steckte einige derselben in seine Brusttasche und legte die übrigen in das Kamin, wo er sie verbrannte. Dann kehrte er an sein Pult zurück und machte einen Auszug aus dem Hauptbuch von seiner eigenen Rechnung mit Morgan. Dieselbe stand nicht sehr günstig, denn es kamen ihm nur noch vierhundert Dollars zu gute.

„Vierhundert Dollars!“ sagte er halblaut. „Und was habe ich für das ausgegebene Geld gehabt? Ich habe nur die Langeweile damit zu tödten gesucht und bin doch keinen Tag ohne dieselbe geblieben. Fort, fort aus diesem trostlosen Kerker, in dem ich wie der Esel in einer Mühle gehe und schließlich nur genug verdiene, um meinen Hunger zu stillen!“

Bei diesen Worten sprang er auf, schlug das Pult zu und verließ mit seinem Rechnungsauszug in der Tasche das Haus. Er verschloß dasselbe und ging nun raschen Schrittes den Berg hinauf nach dem Wohngebäude, fest entschlossen, ohne Wanken mit Morgan abzurechnen und morgen früh dessen Haus für immer zu verlassen.

Als er die Treppe vor der Veranda erstieg, erblickte er in dem Duster, welches schon darunter herrschte, die Familie Morgan, welche sich erhob und ihm mit freundlichem Willkommen entgegeneilte.

„Sie kommen spät, lieber Williams; es ist Ihnen doch kein Unfall begegnet?“ sagte Herr Morgan, indem er ihm die Hand reichte.

„Wir fingen an besorgt um Sie zu werden“, fiel dessen Gattin ein; „Eliza aber hat Sie zuerst kommen sehen, sie hatte sich das Fernglas geholt und erkannte Sie in dem Schiffchen, schon als Sie in die Bai einfuhren.“

Madame Morgan hatte ihm die Hand gedrückt, als auch deren Tochter Eliza ihm die ihrige gab und halb scherzend, halb ernst zu ihm sagte:

„Sie haben in Galveston vor lauter Geschäften keine Zeit gehabt, an uns zu denken, sonst wären Sie nicht so lange ausgeblieben; oder thaten Sie es, um zu sehen, ob wir uns recht um Sie ängstigen würden?“

„Nein, wirklich, Fräulein Eliza, die Geschäfte hielten mich zurück“, entgegnete Harry verlegen und wandte sich dann mit einer halben Entschuldigung nach dem Eingang des Hauses, weil die Freundlichkeit, mit der man ihn behandelte, seine Verlegenheit von Minute zu Minute steigerte.

„Bleiben Sie nicht zu lange auf Ihrem Zimmer,

Williams, das Essen wird sogleich bereit sein“, rief ihm Madame Morgan noch nach, als er in dem Corridor verschwand. Es lag ihm auf der Seele, als ob er ein Verbrechen begangen habe oder begehen wolle, er eilte in sein Zimmer, warf den Hut und aus seiner Tasche die Papiere auf den Tisch und ging dann gesenkten Hauptes in der Stube auf und ab.

„Nein, nein — was helfen mir alle die freundlichen Worte“, sagte er, plötzlich stehen bleibend. „Man fühlt, daß man mich im Geschäft nicht entbehren kann, und da sollen die Artigkeiten mich halten und bezahlen! Ich habe lange genug für Sie gearbeitet, Herr Morgan, nun will ich einmal für mich selbst sorgen!“

Bei diesen Worten trat er nach dem Spiegel hin und fuhr sich mit der Hand durch seine prächtigen Locken; da fiel sein Blick auf einen frischen Blumenstrauß, der vor dem Spiegel stand und den er in dem Duster nicht sogleich gesehen hatte. Er fuhr zusammen und sah den Strauß einige Augenblicke unbeweglich an, dann nahm er ihn mit dem Glas, in dem er stand, und trug ihn in die Helligkeit an das Fenster. Es war Eliza's Glas, Harry erkannte es sogleich, und als er den Strauß näher betrachtete, bemerkte er ein Papier, welches aus demselben hervorsah. Schnell zog er es heraus, sah im Entfalten desselben, daß es beschrieben war,

und las: „Wie kannst Du uns Blumen so lange auf Dich warten lassen, wir geben ja gern unser Leben hin, um Dich zu erfreuen!“

Harry war tief ergriffen, er stand regungslos mit den Blumen und dem Papier in der Hand und schaute auf sie nieder, da trat plötzlich das Bild Holcroft's vor seine Seele, er sah sich mit ihm auf den Wogen des weiten Oceans und dachte an das ungezählte Gold, welches sie gewinnen würden.

„Thorheit“, sagte er, „diese Spielereien sind zu Ende, die Langeweile soll mich nicht mehr plagen!“

Dabei stellte er das Glas mit den Blumen entschlossen wieder vor den Spiegel, schob das Papier in seine Tasche und verließ seine Stube. In dem Augenblick, als er in das Speisezimmer trat, erschien von der andern Seite her Eliza mit zwei Lichtern in den Händen und hielt ihre großen dunklen Augen zwischen denselben durch mit strahlendem Blick auf Harry geheftet, dieser aber wich ihnen aus und schaute durch das Fenster nach dem Abendhimmel, dessen feuriges Roth sich von Minute zu Minute verdunkelte.

„Haben Sie die Waaren alle in gutem Zustand vorgefunden, lieber Williams?“ fragte ihn Morgan, der seiner Tochter in das Zimmer gefolgt war.

„In bester Beschaffenheit, Herr Morgan; mit der

ersten Schiffsgelegenheit werden sie hierher verladen werden“, entgegnete Harry kalt, sodaß der Ton, mit dem er es sagte, nicht allein Morgan, sondern noch mehr dessen Tochter auffiel, die sich halb erschrocken von dem Tisch, an welchem sie beschäftigt war, nach ihm umsah.

„Wenn es gefällig ist, so laßt uns unser Abendbrod einnehmen“, sagte Madame Morgan in diesem Augenblick, und alle traten an den Tisch, verrichteten ein stummes kurzes Gebet und nahmen dann ihre gewohnten Plätze ein.

Während mehrerer Minuten herrschte ein unheimliches Schweigen und alle beschäftigten sich mehr wie gewöhnlich mit der Mahlzeit selbst. Morgans sämtlich fühlten, daß Harry anders gegen sie gestimmt war als sonst, und zwar weniger freundlich, und sie dachten hin und her, was wohl die Ursache davon sein könne. Für Harry war deren Ernst angenehmer als deren gewohnte herzliche Freundlichkeit; er fühlte, daß es ihm in solcher Stimmung leichter werden würde, mit ihnen zu brechen, und so blieb er stumm und hielt seinen Blick auf seinen Teller gerichtet. Madame Morgan aber unterbrach die Pause, indem sie Harry fragte, ob er seine Mutter und Geschwister besucht und ob er sie wohl angetroffen habe.

„Es fehlte mir die Zeit dazu und außerdem war zufällig kein Pferd zu haben, um darauf hinauszurei-

ten“, antwortete er und machte seiner Rede dadurch schnell ein Ende, daß er die Tasse zu seinen Lippen erhob.

Madame Morgan versuchte es wieder und wieder, durch Fragen die Unterhaltung zu beleben, Harry wurde dadurch nur noch mehr in seiner Wortkargheit bestärkt. Eliza war stumm und sah nur von Zeit zu Zeit flüchtig nach ihm hin mit einem Blick, der ihm ihr Erstaunen, ihre Angst aussprach, und Morgan saß in Gedanken versunken und rollte eine Brodkugel zwischen den Fingern. Um alle dieser peinigen den Stimmung zu entreißen, erhob sich Madame Morgan zuerst und verließ dann mit ihrer Tochter das Zimmer.

„Es ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren, lieber Williams“, hob Morgan zu diesem gewandt an; „was es aber auch sein mag, so wissen Sie doch, daß Sie keinen treuern Freund haben, als ich es Ihnen bin, und daß Ihnen Niemand näher steht als ich; darum müssen Sie mir aber auch vertrauen und mir gerade heraus sagen, wo es Ihnen fehlt und wie ich Ihnen dabei helfen kann.“

Harry hatte seine vollständige Fassung wieder in dem Augenblick, als die Damen das Zimmer verließen, er schob seine Rechte in seinen Busen, schaute Morgan mit der größten Ruhe in die Augen und sagte:

„Herr Morgan, nur wir selbst können darüber entscheiden, ob uns im Leben eine Stelle zusagt oder nicht; ich für meine Person bin jetzt nach langem Zögern zu der Ueberzeugung gekommen, daß die meinige durchaus nicht für mich paßt, und darum habe ich beschlossen, sie aufzugeben. Ich werde morgen früh nach Galveston und morgen Abend von da nach Neuorleans fahren.“

Morgan schrak zurück, als wenn der Blitz vor ihm eingeschlagen hätte, er sah Harry an, als wolle er sich noch überzeugen, ob derselbe wirklich ihm diese Mittheilung gemacht habe, als traue er seinen eigenen Ohren nicht, Harry's Züge aber zeigten unverändert dieselbe Ruhe, mit der er geredet hatte.

„Ist das wirklich Ihr Ernst, Williams, was Sie mir gesagt haben?“ begann Morgan endlich, sich nach und nach wieder sammelnd. „Ist das Ihr Ernst, Herr Williams?“ fragte er nochmals, aber mit viel festerer Stimme, und heftete seinen strafenden Blick auf denselben.

„Mein vollster Ernst, Herr Morgan“, entgegnete Harry ebenso ruhig.

Diese Antwort erschütterte Morgan sichtlich noch mehr als die erste, im nächsten Augenblick aber kam eine eifige Ruhe über sein Aeußeres, er richtete sich hoch auf und sagte:

„So danke ich Ihnen in meinem und in der Meinigen Namen für diesen Ihren Beschluß. Ich habe durchaus nichts dagegen einzutwenden, muß aber auf das ernsteste eine Bitte an Sie stellen, die, daß Sie meinen Damen nicht eine Silbe davon wissen lassen. Gehen Sie jetzt auf Ihr Zimmer, morgen früh rechnen wir ab, und dann schiffen Sie sich ein, ohne von meiner Frau oder meiner Tochter Abschied zu nehmen. Es ist dies eine Rücksicht, die Sie mir und den Meinigen schuldig sind und die ich auf das bestimmteste von Ihnen verlange. Schlafen Sie wohl.“

Bei diesen Worten machte Morgan eine kalte Verbeugung und wandte sich dann von Harry ab, welcher rasch das Zimmer verließ und nach seiner Stube ging.

Harry's besseres Gefühl sträubte sich gegen seine Handlung, vergebens bekämpfte er die innere Stimme, die ihm schmähhchen Undank gegen Morgan und abscheuliche, grausame Herzlosigkeit gegen dessen Tochter vorwarf, und umsonst suchte er diese Vorwürfe dadurch von sich zu weisen, daß er seine Verdienste für die Familie aufzählte; er fühlte sich vor ihr herabgewürdigt und verächtlich und verlangte nach dem Augenblick, wo er sich deren Gesichtskreis für immer entziehen würde. Er verbrachte eine schlaflose Nacht; bei dem ersten Tageslicht verließ er sein Lager, packte seinen Koffer und

sah dann mit Beklommenheit und Widertwillen der Frühstückszeit entgegen, wo er noch einmal seinen gewohnten Platz an dem Tisch einnehmen mußte. Unruhig schritt er im Zimmer auf und nieder, legte sich in das Fenster und blickte über die See oder warf sich auf sein Bett und schloß die Augen, bis endlich der Neger in sein Zimmer trat und ihn zum Frühstück rief. Zugleich sagte derselbe, daß Herr Morgan ihm befohlen habe, die Sachen des Herrn Williams nach dem Lagerhause zu tragen, worauf Harry dem Diener sein Gepäck übergab, nochmals vor den Spiegel trat und dann mit möglichst gleichgültiger Miene hinunter in das Speisezimmer ging.

Der früher immer so heitere herzliche Morgengruß blieb heute allen halb auf den Lippen zurück, eine peinigende Stille herrschte bei Tische, und kaum hatte Harry sein Frühstück eingenommen, als Herr Morgan sich erhob und jenem einen Wink gab, ihm zu folgen. Beide verließen rasch das Zimmer und begaben sich nach dem Geschäftsgebäude hinunter.

„Haben Sie Ihre Rechnung in meinem Buche abgeschlossen, Herr Williams?“ fragte Morgan diesen, als sie in dem Comptoir anlangten.

„Ja wohl, Herr Morgan, hier ist eine Abschrift davon“, entgegnete Harry kurz und reichte jenem den

Auszug hin, den er am Abende vorher gemacht hatte.

„Hiernach haben Sie noch vierhundert und zehn Dollars von mir zu fordern“, sagte Morgan, das Papier überblickend, zog eine Briefftasche aus seinem Rock und nahm Banknoten zu diesem Betrag aus derselben hervor, die er Harry mit den Worten reichte:

„Hier ist das Geld und unsere Rechnung ist somit für immer geschlossen. Mein Neger hat Ihre Effecten bereits in das Boot getragen, welches Ihrer wartet. Herr Williams.“

Hiermit deutete Morgan ihm mit einem Blick nach der Thür an, daß er sich entfernen möge, und Harry folgte der Aufforderung.

„Leben Sie wohl, Herr Morgan“, sagte er im Gehen, dieser aber gab ihm keine Antwort darauf.

Das Gefühl der tiefen Herabsetzung und Demüthigung, womit Harry das Haus verließ und nach dem Werfte ging, suchte er zu bewältigen und zu verbergen, indem er den Arm fest in die Seite setzte und den seidenen Handschuh in seiner Rechten spielend durch die Luft schlug, es war ihm aber, als ob ihn die Scham erdrücken wolle, als er an dem alten Neger vorüberschritt und dieser ihn verwundert anschaute. Schnell sprang er in das Boot, stieß es selbst vom Werfte ab

und warf sich auf die Bank am Ruder nieder, während der Schiffer das Segel dem Winde preisgab und der Nachen eilend das Ufer verließ.

Holcroft harrte am Strande, als sein junger Verbündeter sich demselben nahte, und winkte ihm schon von weitem sein Willkommen zu. Indem das Boot landete, reichte er Harry die Hand und sagte:

„War ich doch wahrlich in Zweifel, ob Sie so bald kommen würden. Nun, Glück auf, der erste Schritt in das neue Leben ist gethan!“

„Man hat es mir schwer genug gemacht. Morgan wollte mich durchaus nicht gehen lassen, er bot mir höhern Gehalt, bot mir dann Theil in seinem Geschäfte an und wollte mich schließlich noch zu seinem Schwiegersohne machen, ich aber blieb fest und ging“, versetzte Harry mit stolzem Tone und schüttelte dem Sklavenhändler die Hand.

„Recht haben Sie gethan, Williams. Ein Mann von Ihren Fähigkeiten ist nicht geboren, um damit andern Leuten ein angenehmes, sorgenfreies Leben zu erarbeiten, seine Ueberlegenheit über den großen Haufen berechtigt ihn, auf Kosten desselben sich selbst ein solches zu verschaffen und die Freuden zu genießen, die uns in so reicher Fülle geboten werden. Nun fort von diesem elenden Plage! Heute Abend bei Sonnen-

untergang lichtet jene Brigg dort die Anker, und sie wird uns hoffentlich übermorgen wohlbehalten in Neu-orleans an das Land setzen; dort blüht unser Weizen!"

Hiermit reichte Holcroft seinem jungen Freunde den Arm, sagte dem Schiffer, daß er das Gepäck des Herrn Williams würde abholen lassen, und schritt mit diesem nach dem nächsten Trinkhaus, um auf die schöne Zukunft ein Glas zu leeren. Harry theilte dem Sklavenhändler dort mit, daß er nothwendig seiner Mutter einen Besuch machen und Abschied von ihr nehmen müsse, da die Zeit seiner Rückkehr hierher so sehr unbestimmt sei, worauf Holcroft sich erbot, ihn dorthin zu begleiten. Sie verschafften sich ein Cabriolet, und ehe eine halbe Stunde verstrich, fuhren sie in fliegendem Trabe auf dem glatten Meeresufer dahin, sodaß oft der Schaum der Wogen durch die Räder des leichten Fuhrwerks zischte.

Madame Williams vernahm mit großem Leidwesen die Trennung ihres Lieblings von der Familie Morgan, zumal da Harry ihr sagte, er habe eine Stelle in Neu-orleans angenommen. Die glänzenden Aussichten aber, die seiner Versicherung nach dort seiner harrten, beruhigten sie einigermaßen, und als er nach kurzem Zusammensein von ihr schied, gab sie ihm ihren Segen mit auf den Weg.

Noch vor Untergang der Sonne kehrte er mit

Holcroft nach Galveston zurück, zeitig genug, um sich an Bord der Brigg zu begeben, die sie nach Neuorleans tragen sollte. Ihre Reise ging rasch und glücklich von statten, denn am dritten Morgen ertochten sie vor dem Werfte dieser Stadt, wo ihr Schiff in der Nacht angelegt hatte. Ihre Uebersiedelung von Bord der Brigg nach dem St.-Charleshotel wurde sofort bewerkstelligt, sodaß sie ihr heutiges Frühstück schon in diesem Hause der Pracht und des üppigsten Wohllebens verzehrten.

Harry hatte das Ziel seiner Sehnsucht erreicht, er war wieder in dem Orte der Freude, der Lust eingekehrt, und mit vollen Zügen wollte er sich deren Genuß hingeben, ehe er das Hazardspiel seines vor ihm liegenden Lebens begänne. Darum schlug er seinem Freunde vor, das schon am folgenden Tage nach Rio Janeiro abgehende Paquetboot unbenutzt segeln zu lassen und sich erst einige Wochen für vergangene und zukünftige Entbehrungen zu entschädigen, wozu der Sklavenhändler freudig seine Einwilligung gab.

Neuorleans befand sich in seiner Glanzzeit. Es war gedrängt voll von Fremden aus allen Weltgegenden; das Geschäft hatte seit Jahren nicht einen solchen Umfang gehabt als in diesem Winter, und wohl niemals waren die reichen Creolenfamilien aus dem Lande zahlreicher hier versammelt gewesen als in dieser Zeit. Pracht

und Reichthum glänzten in den Straßen und auf den Promenaden und Feste und Lustbarkeiten aller Art bewegten Nacht für Nacht die Stadt.

Harry Williams, aus frühern Zeiten der Liebling der schönen Welt, wurde von dieser jetzt noch schöner, noch liebenswürdiger gefunden und durfte bei keiner Soirée, bei keinem Balle fehlen. Abends, wenn die Sonne ihre Kraft verlor, flog er in elegantem Cabriolet, von einem prächtigen Roß gezogen, mit einer der schönen Töchter der vornehmen, ihm befreundeten Familien auf der Muschelstraße hin, ging später mit seinen jungen Freundinnen im traulichen Lichte des Mondes auf dem herrlichen, viele Meilen langen Werfte an dem Ufer des Mississippi spazieren und besuchte mit ihnen die Conditoreien, um sie durch Eiscrème oder Sodawasser zu erfrischen. Die späte Nacht aber gehörte den Freuden, die er mit seinem Freunde Holcroft gemeinschaftlich genoß und aus deren Raubergewalt er wonnetrunken immer erst gegen Morgen in das Hotel zurückkehrte.

So verstrichen einige Wochen, während welcher Harry nicht daran gedacht hatte, daß bei solchem Leben sein geringer Kassenbestand nicht lange ausreichen würde; als er aber nun die letzte Fünzigdollarsnote wechselte, um zehn Dollars für einen Blumenstrauß zu zahlen, den er einer Dame für den Ball an diesem Abend zusenden

wollte, da erschraf er und die Frage, woher mehr Geld nehmen, drängte sich ihm sehr beunruhigend auf, denn Geld mußte er haben, ohne Geld konnte er ja an diesem Orte nicht einen Tag leben! Sein erster Gedanke bei dieser Frage fiel auf Holcroft, doch unwillkürlich wich er vor dessen Bild zurück. So sehr befreundet und vertraut er auch mit dem Manne war, so lag doch etwas in dessen Wesen, was ihm jede Bitte der Art an denselben untersagte. Dessen eiserne Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der menschlichen Gesellschaft, die er nur zu beachten schien, um auf ihre Kosten ein genußreiches Leben zu führen, sowie dessen kalte, gefühllose Berechnung seiner Pläne und Unternehmungen standen mit der Bereitwilligkeit, einem Andern aus einer Verlegenheit zu helfen, in so grellem Widerspruch, daß Harry ein solches Gesuch als vollständig zwecklos erkannte. Geld aber mußte er sich verschaffen, denn das nächste Schiff nach Rio Janeiro sollte erst in acht Tagen segeln. Womit sollte er während dieser Zeit seine laufenden Ausgaben bestreiten? Womit sollte er seine bedeutende Rechnung in dem Hotel bezahlen und wie konnte er ohne Geld sich für die bevorstehende Reise ausrüsten? Unter seinen vielen Freunden und Bekannten hier in der Stadt war nicht einer, an den er sich um ein Darlehen hätte wenden können, und nach Texas zu schreiben, wo er

solche Freunde besaß, war unnütz, da die Zeit bis zu seiner Abreise eine Antwort von dort nicht mehr ermöglichte.

Während er nun berechnete, wie lange ein Brief nach Galveston und von da in das Innere des Landes unterwegs sein würde, zog er ein Schreiben eines Freundes, der eine große Baumwollenplantage am Brazosfluß besaß, aus seiner Briefftasche hervor. Dieser Freund, einer der reichsten und bedeutendsten Männer in Texas, davon war Harry überzeugt, würde ihm mit Freuden die nöthige Summe vorstrecken, wenn nur die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, noch zeitig dessen Antwort zu erhalten. Dies war aber nicht der Fall, und einen Wechsel auf denselben von Harry gezogen konnte dieser nicht für baar verkaufen. Seines Freundes Unterschrift allerdings wäre baares Geld gewesen.

Während Harry nun noch hin und her dachte und berechnete, ob nicht doch eine zeitige Antwort zu erlangen sei, wenn der Brief von Galveston aus durch einen expressen Boten befördert würde, hatte er unwillkürlich die Feder ergriffen und schrieb im Gedankenspiel die Unterschrift seines Freundes, die er in dessen neben ihm liegenden Briefe vor Augen hatte, auf ein Blatt Papier. Er hatte sie langsam nachgezeichnet, blickte sie einen Augenblick an und in seinem Spiel fortfahrend,

schrieb er sie noch einmal flüchtiger darunter. Als ob ihm selbst die Treue der Abschrift auffalle, verglich er sie wie erstaunt mit dem Original und schrieb dann noch schneller eine dritte Copie darunter. So flog der Namenszug seines Freundes wieder und wieder und mit immer größerer Leichtigkeit aus seiner Feder auf das Papier, bis endlich zwischen dem Original und der Abschrift auch nicht der unbedeutendste Unterschied mehr zu erkennen war.

Harry hielt inne und sah festen Blicks auf das Papier. Mit dieser Unterschrift, das wußte er, konnte er eine Note zu einem bedeutenden Betrag an irgend einen Geldwechsler hier verkaufen und sein Freund, davon war er ja überzeugt, würde ihm gern das Geld vorschießen! Was für ein Unterschied war denn nun dabei, ob dieser ihm das Geld schickte oder ob er dasselbe sich durch eine Note mit dessen Unterschrift verschaffte? Er konnte es ihm ja ebenso gut seiner Zeit zurückgeben, als ob er es ihm gesandt hätte.

Daß sein Freund die Note als eine gefälschte nicht bezahlen und daß der Wechsler hier das Geld verlieren würde, das kam Harry wohl in den Sinn, er hielt aber an dem Gedanken fest, daß sein Freund ihm gern helfen würde und daß es darum kein Unrecht sei, ihm die Gelegenheit dazu zu geben.

Er stand auf und schritt im Zimmer auf und nieder, blieb aber jedesmal bei dem Tische stehen und blickte auf die nachgemachte Unterschrift. Von Entdeckung konnte keine Rede sein, sein Freund selbst mußte die Schrift für seine eigene halten. Warum noch zögern? Geld mußte Harry sich verschaffen, die Noth, die Verhältnisse zwangen ihn dazu. Entschlossen setzte er sich jetzt an den Tisch nieder, schrieb eine Note über neunhundert und siebenzig Dollars und unterzeichnete sie mit dem Namen seines Freundes, des reichen, hochangesehenen Mannes in Texas.

Die Fälschung war soweit vollbracht, wie wenn man die Kugel in den Lauf gestoßen hat, mit welcher man einen Mord begehen will.

Harry faltete die Note zusammen und legte sie in seine Briefftasche.

Ueber die Art und Weise, wie er sie einkassiren sollte, war er noch nicht mit sich einig. Nicht daß es ihm an Entschlossenheit gefehlt hätte, dies Geschäft selbst zu besorgen, warum aber sollte er sich als den Verkäufer angeben?

Er ging im Laufe des Nachmittags einige Male an dem Hause des Geldwechslers vorüber, von dem er wußte, daß er für seinen Freund in Texas, dessen Namen auf der Note stand, alle Geldgeschäfte in dieser

Stadt besorgte, doch der Tag verstrich, ohne daß er den Verkauf bewerkstelligt hätte. Am folgenden Morgen aber begab er sich mit der Note in der Hand rasch zu seinem Freunde Holcroft und sagte, indem er ihm das Papier lachend entgegenhielt:

„Unverhofftes Glück, Holcroft! Da fliegt mir Geld zu, welches ich schon längst als verloren aufgegeben hatte, welches mir aber im Augenblick sehr willkommen erscheint. Es ist eine alte Forderung, die ich meinem Freunde in Texas zum Einziehen übergeben hatte und wofür derselbe mir so eben seine Note sendet. Sie müssen mir dieselbe bei Henry Lee und Compagnie zu Gelde machen, da diese Leute mit meinem Freunde in Verbindung stehen.“

Der Sklavenhändler stuzte und heftete seinen scharfen Blick halb erstaunt auf das Antlitz des jungen Mannes, indem er sagte:

„Ich? Warum wollen Sie es nicht selbst thun?“

„Aus einem einfachen Grunde“, antwortete Harry lachend; „weil ich dem Herrn Lee noch einige Hundert Dollars schulde, die ich ihm noch ein wenig länger schuldig bleiben möchte; wenn ich selbst ihm die Note bringe, so zieht er mir dies sein Guthaben an dem Betrage ab. Ob der Kerl jetzt oder in einem Jahr das Geld bekommt, macht ihm nichts aus, mir aber sind die

paar Hundert Dollars im Augenblick sehr angenehm. Es ist ja eine kleine Mühe für Sie."

"Der ich mich mit Freuden unterziehe", entgegnete jetzt der Sklavenhändler heiter. "Geben Sie her, es ist immer gut, mit Zahlen seiner Schulden auf sich warten zu lassen, bis man des Geldes selbst nicht benöthigt ist."

Hiermit nahm er die Note, setzte seinen Hut auf und eilte aus dem Zimmer. Harry aber legte sich in das Fenster und sah ihm nach, bis er ihn an der nächsten Straßenecke aus den Augen verlor. Dann schritt er, vor sich hinschauend, mit den Händen in den Rocktaschen im Zimmer auf und nieder und trat nach einiger Zeit wieder an das Fenster, um die Straße hinaufzusehen. Nachdem er dies einige Male wiederholt hatte, blieb er im Fenster liegen, um Holcroft's Erscheinen zu erwarten.

Gleich darauf trat derselbe auch wieder in die Straße ein und nahte sich dem Hotel in seinem gewohnten ruhigen, unbekümmerten Schritte.

"Er hat das Geld!" sagte Harry mit einem tiefen Athemzuge, als fielen ihm eine schwere Last von dem Herzen. Dann ging er in das Zimmer zurück, warf sich nachlässig in den Schaukelstuhl, schlug das Bein über und schwang es spielend auf und nieder.

"Verdammt warm", sagte der Sklavenhändler, indem

er in das Zimmer trat; „der Weg kostet Ihnen heute Abend ein Flasche Champagner.“ Dabei griff er in die Tasche und legte den Betrag der Note in Bankſcheinen mit den Worten auf den Tiſch:

„So, nun mag Ihr Herr Lee mit ſeiner Forderung zum Teufel gehen. Es iſt doch gut, wenn man einen Freund hat.“

„Ich danke Ihnen, lieber Holcroſt“, entgegnete Harry, ohne ſich aus ſeiner Lage zu erheben und ohne nach dem Gelde hinzusehen. „Was fangen wir heute Abend an? Ich bin frei, wenigſtens biß jezt habe ich noch keine Einladung erhalten.“

„So laſſen Sie uns eine Partie auf dem Miſſiſſippi hinauf nach Carrollton machen; in dem Gaſthaus bei dem Franzoſen finden wir elegante Bequemlichkeit und feine Bedienung; die Würze aber müſſen wir mitbringen. Was meinen Sie, wenn ich unſere ſchönen Freundinnen Seline und Miralda dazu einlüde?“

„Vortrefflich“, antwortete Harry, „und den nöthigen Champagner nehmen wir gleichfalls mit. Beſorgen Sie die Einladungen, ich werde mich nach einem paſſenden Boote umſehen.“

In Luſt und Freude ſchwanden Harry und dem Sklavenhändler die Tage biß zu ihrer Abreiſe, welche ſie an einem heitern Morgen, vom herrlichſten Wind be-

günstigt, in einer schnellsegelnden Barke bewerkstelligten. Von seinem weißen aufgeblähten Leinen überwölkt, zog das schöne Schiff stolz über die spielenden grünen Wogen des Golfs, und die beiden Reisenden zählten die Tage, bis sie Rio Janeiro erreichen würden, und bauten die kühnsten Luftschlösser für ihre nächste Zukunft. Während einer vollen Woche schaukelte sich die Barke auf ihrem furchenlosen Wege dahin, kaum daß ihre Segel anders gesetzt worden wären, und wie auf einer Luftfahrt erreichte sie die Küste von Südamerika. Plötzlich aber an einem frühen Morgen zeigte sich im Westen schweres Gewölk am Himmel und stieg rasch und drohend an ihm auf. Mit den Wolken kam der Wind gezogen, die Wogen hoben sich höher, ihre Häupter bedeckten sich dichter mit Schaum und die Barke begann heftig zu arbeiten. Sie wurde mehr und mehr ihrer Segel beraubt, bis sie nur noch genug Leinen trug, um dem Druck des Steuers zu folgen. Es war ein schweres Wetter im Anzug. Der Kapitän ließ alle Vorbereitungen treffen, um dem nahenden Sturm zu begegnen, die Luken wurden dicht gemacht, die Anker in Bereitschaft gehalten, das große Boot von unnöthigen Banden befreit und das Verdeck von Allem gesäubert, was schneller Bedienung des Fahrzeugs im Wege sein konnte. Mit dem Untergange der Sonne sprengten die Elemente ihre letzten

Fesseln und ein fliegender Orkan peitschte über die Wogen und trieb deren Gischt heulend und pfeifend vor sich her. Die gute Barke bäumte sich hoch gegen die furchtbare Gewalt der rollenden Flutenberge, sie zitterte und stöhnte in allen ihren Fugen und schoß in die gähnenden Schlünde hinunter, als wolle sie sich unter der nächsten Riesentwelle begraben; aber immer warf sie sich schüttelnd die über sie stürzenden Seen von ihrem Rücken ab und stieg wie ein bäumendes Roß aus dem Wassergrabe empor. Die Nacht brach herein und bald war der letzte Schimmer von Helligkeit verschwunden, eine rabenschwarze Finsterniß lag auf Schiff und Meer, für das Auge gab es keinen Wirkungskreis mehr und das Ohr wurde von den Sturmaccorden erschüttert und betäubt.

Harry stand auf dem hintern Berdeck an den Mast gelehnt und dachte an sein ruhiges Leben bei Morgan, als plötzlich eine Woge sich donnernd gegen die Seite der Barke warf, an ihr emporstieg und das ganze Schiff überflutete.

Harry klammerte sich an dem Mast fest, um nicht von der Welle mit fortgerissen zu werden; Holcroft aber, der neben ihm stand, griff nur nach einem schwachen Tau, um sich aufrecht daran zu halten.

In dem Augenblick, als die Barke sich hob und die

Flut von ihr hinab in die See strömte, sprang der Sklavenhändler dem Manne am Steuer zu Hülfe, denn das Ruder war dessen Hand entfahren, das Schiff hatte sich mit seiner Seite dem Sturm und den Wogen zugewandt und die See stürzte über dasselbe hin. Der Untergang schien jetzt unvermeidlich, die Masten ächzten, das Tauwerk riß, Fässer, Kisten und Kasten stürzten und rollten über das Berdeck gegen die Brüstungen, dieselben brachen und flogen mit in die See hinaus und einzelne durch den Sturm tönende Hülferufe verkündeten, daß die Flut auch mehrere von der Mannschaft mit sich fortgerissen habe.

Holcroft aber stemmte sich mit eisernem Arme gegen das Ruder und wandte das Schiff von der Gewalt des Sturms ab, bis es wieder, mit den Wogen treibend, auf denselben dahinschoß. Seine gewaltige Stimme übertönte jetzt den Alles betäubenden Sturm, er rief die Mannschaft zu sich heran, damit sie ihm helfe, das Schiff zu retten, und hörte von ihr, daß außer mehreren Matrosen auch der Kapitän über Bord geschwemmt sei. Holcroft ließ nun Laternen auf das Berdeck bringen und sah, daß das Tauwerk am hintern Mast gerissen war, sodaß derselbe das kleine Sturmsegel nicht mehr tragen konnte. Er ließ ein solches trotz des furchtbaren Arbeitens der Barke an dem vordern Maste aufziehen, erkannte aber

nur zu bald, daß das Schiff mit diesem Segel dem Steuer nicht folgen wollte. Dabei stöhnte der große Mast lauter und gefahrverkündender, er neigte sich immer weiter über die See hinaus und das Schiff begann sich bald links, bald rechts dem Sturme entgegenzudrehen. Da stürzte abermals eine Riesenwoge dem Fahrzeug entgegen auf das Verdeck und schwemmte mit dem Ueberrest der Brüstung noch einen Matrosen mit sich fort.

„Macht das Boot fertig!“ schrie jetzt der Sklavenhändler durch den Sturm der Mannschaft zu und band das Ruder fest, faßte dann Harry beim Arm und zog ihn mit sich fort über das Verdeck dem Platze zu, wo die Matrosen im nächsten Augenblick zusammensprangen, um seinen Befehl auszuführen. Das Boot hing schon über dem Meere, und Holcroft, der selbst mit Hand anlegen wollte, um es hinabzulassen, ließ Harry's Arm los und rief ihm zu, sich an dem Tauwerk festzuhalten; in demselben Augenblick aber stürzte von der andern Seite her eine Welle über Bord und riß Harry mit sich hinaus in die See.